This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Presented by Miss
D. Russell.

~~UNS 16 c 11~~
Vet. Ger. II A. 96

Beyträge
zur
geheimen Geſchichte
des
menſchlichen Verſtandes und Herzens.

Aus den Archiven der Natur gezogen.

It is in Life as 'tis in painting:
Much may be right, yet much be wanting.
PRIOR.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1776.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 DEC 1954
OF OXFORD
LIBRARY

Vorbericht.

Ueberhaupt, meine wertheſten Leſer, iſt es wie Ihr ſaget: — ein Autor kann ſein Buch nie zu gut machen. — Nicht eben darum, weil der Leſer das Buch bezahlen muß; denn ein Buch müßte unbegreiflich ſchlecht ſeyn, aus welchem man gar nichts lernen könnte; und das, was man daraus lernen kann, müßte ſehr wenig werth ſeyn, wenn es die etliche Groſchen nicht werth wäre, die man, über den Werth des Buchs, als Maculatur betrachtet, bezahlen muß: — Sondern, weil die Abſicht, oder die Abſichten, welche ein Schriftſteller ſich vorgeſezt zu haben geachtet wird, in einigem erträglichen Grade durch nichts anders als durch die innerliche Güte ſeines Werkes erreicht werden können.

Ich bin von der Wahrheit dieſes Sazes ſo überzeugt, daß, wenn es nur an meinem Wil-

len läge, dieſes Buch, welches ihr, es ſey nun aus Vorwiz, oder Lehrbegierde, oder Langerweile, oder Liebe zum Leſen, oder Tadelſucht, oder irgend einer andern Eitelkeit, gekauft, oder von einem guten Freunde geborgt habt, um es zu leſen, oder zu durchblättern, oder zu recenſieren, oder zu tadeln, u. ſ. w. — das lehrreicheſte, gründlichſte, wizigſte und angenehmſte Buch in der Welt ſeyn, und von dem allerbeleſenſten Polyhiſtor bis zum unbeleſenſten Denker, vom Premierminiſter bis zum Canzleycopiſten, vom Feldmarſchall bis zum Fähndrich, vom Kaiſer bis zu Bürgermeiſter und Rath der Stadt Buchhorn, und von der Göttinn bis zu ihrer Iris, von allen, welche leſen können, für das angenehmſte und unterhaltendſte unter allen Werken, die jemals in Kalbleder oder Carton eingebunden worden ſind, gehalten werden ſollte.

Sintemal aber, nach der Ordnung der Natur (wie Cervantes nach dem Horaz, und Horaz nach unzähligen andern, bemerkt hat) niemand andre Kinder, als welche ſeinem Bilde ähnlich ſind, zeugen kann: So iſt auch alles,

les, was ich, um euch meinen guten Willen zu beweisen, thun kann, daß ich mich bestrebe, diesem Kinde meines Geistes wenigstens allen den Verstand, Wiz, und guten Humor, und alle die Empfindung, Gutherzigkeit, und Wohlgesinntheit, womit mich der Himmel bey meiner Versendung in diese Unterwelt auszusteuren für gut befunden hat, so freygebig mitzutheilen, als es die Klugheit, (welche will, daß ein Vater auch noch für sich selbst behalten solle) nur immer gestatten konnte.

Meine geringste Absicht ist, daß es euch amüsieren, meine vornehmste, daß es euch besser machen möchte. Ich bin offenherzig über diesen Punct; denn ich sehe nicht, wozu es dienen könnte, ein Geheimniß daraus machen zu wollen.

Da ich euch so gut zu kennen glaube, daß ich bis zur Evidenz überzeugt bin, meinen lezten Zweck nur durch den ersten erreichen zu können: So entschloß ich mich, — von dem Augenblick an, da ich, aus Antrieb meines Agathodämons — oder irgend eines andern Dämons von der Mittelgattung — mich hin-

ſezte, für euch zu arbeiten, — das kleine Intereſſe meiner Eitelkeit oder Ruhmbegierde, wenn Ihr es ſo nennen wollt, mit zwanzig andern eben ſo kleinen Nebenabſichten, meinem groſſen Endzweck, dem, der allein ein Werk ſeinen Urheber überleben machen kann, aufzuopfern. Ich entſchloß mich, lieber weniger weiſe zu ſcheinen, als meinen Zweck zu verfehlen; lieber von leichtſinnigen oder blöden Beurtheilern dafür angeſehen zu werden, als ob ich keine ſo ernſthafte Abſicht habe, als euch durch die wichtige Miene, welche bey gewiſſen Modernen den Philoſophiſchen Bart und Mantel erſezen muß, und durch die Monotonie einer didactiſchen Ordnung, einzuſchläfern.

Mich deutlicher und näher über das Weſen und die Form dieſes Werkes (welches, nach meinem Plan, mit dem erſten Bande noch nicht geſchloſſen iſt) vernehmen zu laſſen, däucht mir, nach dem, was ich vom Titelblatt an bisher ſchon geſagt habe, wo nicht überflüſſig, doch entbehrlich; und diejenige unter euch müßten blöde Augen haben, welche dies alles nicht eben ſo gut als ich ſelbſt wiſſen ſollten, wenn

ſie

ſie bis zum lezten Blatt des lezten Theils gekommen ſeyn werden. Denn, in der That, kann man (wie der groſſe Ritter Don Quixotte von Mancha weislich ſagt) denjenigen, ohne Bedenken, blind nennen, der nicht durch ein Sieb ſehen kann.

Ich weiß es übrigens nur gar zu wohl, wozu ich mich anheiſchig mache, indem ich euch hoffen laſſe, Beluſtigung für euern Wiz, und Unterhaltung für euren Kopf — vielleicht, auch für euer Herz, — in einem Buche zu finden, welches, nach meinem bereits abgelegten Bekenntniß, eine ganz andere Abſicht hat. Ich weiß, lieben Leſer, alles was ihr von mir zu fodern berechtiget ſeyd. Aber erlaubet mir zu ſagen, daß ich eine eben ſo gerechte Gegenforderung an euch zu machen habe. Wenn ich euren Wiz beluſtigen, und euer Herz unterhalten ſoll, ſo kann ich mit der äuſſerſten Billigkeit nicht weniger von euch verlangen, als — daß ihr ſchon Wiz und Herz habet, eh ihr zu leſen anfangt; denn kein Prometheus bin ich nicht. Ich kann euch keines von beyden geben, und es wäre, aufs gelindeſte geſprochen,

sehr Sultanisch von euch, wenn ihr amüsiert seyn wolltet, ohne amüsabel zu seyn. Der Himmel wolle, daß über diesen Punct kein Streit zwischen euch und mir entstehe! denn in der That, ich wüßte nicht, wer Richter seyn könnte.

Indessen ist zu meiner Rechtfertigung genug, daß ich mich deutlich erklärt zu haben glaube, für was für eine Art von Lesern ich diese Beyträge zur geheimen Geschichte des Menschen aus den Archiven der Natur gezogen habe. Mehr kann, wie Fielding bemerkt, ein Schriftsteller nicht thun, um seine Leser vor einem Kaufe zu warnen, der sie reuen könnte. Ein Talisman, oben auf der ersten Seite, wodurch das ganze Buch für alle, die es nicht lesen sollten, zu weissem Papier würde, wäre freylich noch besser. Aber, leider! — Es geht mir wie euern Philosophen. Auf die Magie verstehe ich mich so ziemlich; aber — zaubern kann ich nicht.

Beyträge

zur

geheimen Geſchichte

des

menſchlichen Verſtandes und Herzens.

Erſtes Buch.

Erſtes Buch.

I.

Vor undenklichen Jahren (ſagt eine alte Mexicaniſche Tradition) kam ein groſſer Comet, auf ſeiner Reiſe um die Sonne, — man weiß nicht aus welcher Veranlaſſung, — dem Planeten, welche unſre Vorfahren bewohnten, ſo nahe, daß ſie, nach menſchlicher Weiſe zu reden, handgemein mit einander wurden.

Das Gefechte war eines der hartnäckigſten, welche ſeit langer Zeit in den Gefilden des Ethers vorgefallen waren. Die beſondern Umſtände davon ſind, aus Mangel beglaubter Zeugniſſe unbekannt. Alles, was wir davon ſagen können, iſt, daß, nachdem der Mond ſeiner Schweſter Erde zu Hülfe gekommen, der Comet ſich endlich genöthiget fand, mit Zurücklaſſung des gröſten Theils von ſeinem Schweife, die Flucht zu ergreifen, und, es ſey nun aus Poltronnerie oder Scham über ſeine mißlungene Unternehmung, ſich im leeren Raume ſo weit zu verlaufen, daß er, nach der Meynung

der

der beſten Chineſiſchen Sterngucker, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht finden können.

Wie wichtig der Verluſt ſeines Schweifs für ihn geweſen ſey, können wir nicht beſtimmen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Erde wenig Urſache hatte, ſich über dieſes erfochtene Siegeszeichen zu erfreuen. Denn, unglücklicher Weiſe, befand ſich in dieſem Schweife (welcher nach der mäſſigſten Berechnung 1'344566 Mexicaniſche Meilen lang, und nach Proportion breit und dick war) obenhin gerechnet wenigſtens 10000 000000 Tonnen Waſſers, welches, in erſchrecklichen Güſſen auf die arme Erde herunter ſtürzend, in wenig Stunden eine ſolche Ueberſchwemmung verurſachte, daß alle Menſchen und Thiere des ganzen mittlern Theils der Halbkugel, welche die Antipode von den unſrigen iſt, von Luiſiana und Californien an bis zu der Erdenge Panama, dadurch zu Grunde giengen; wenige einzelne ausgenommen, die ſo unglücklich waren, in den Klüften der höchſten Gebürge einem feuchten Tod zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln, von einem trocknen, aber unendlich mal grauſamern aufgerieben zu werden.

Hüet,

Hüet, und seines gleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu versichern, daß diese Tradition nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenuzte, und, nach Gewohnheit der Heiden, mit Fabeln wieder unterlegte und ausgeflickte Nachricht von der allgemeinen Sündfluth sey. — —

Es kann seyn. — Aber da es eben so möglich ist, daß diese Mexicanische Ueberschwemmung nur particular gewesen, und später erfolgt als jene; und da aus Mangel zuverlässiger chronologischer Nachrichten sich in dieser Sache nichts bestimmen läßt, so — überlassen wir diese Frage, von uns unberührt, einem jeden, der sich ihrer annehmen will, — um zu derjenigen interessanten Begebenheit fortzueilen, welche der Leser, wenn er über diesen Anfang noch nicht eingeschlafen ist, im zweyten Capitel dieses rhapsodischen Werkes, mit allen Grazien der Neuheit, deren eine so alte Geschichte nur immer fähig ist, beschrieben finden wird.

2.

Ein junger Mensch, welcher jedoch alt genung war, zu wissen, daß man ihn Koxkox zu

nennen

nennen pflegte, eh dieses entsezliche Schicksal sein Vaterland befiel, hatte das Glück, der allgemeinen Zerstörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Ansehen nach, das einzige menschliche Wesen zu seyn, welchem dieses Glück zu Theil worden war.

Korkor glaubte sich zu erinnern, daß der Frühling, welcher, nachdem das Gewässer von den höher liegenden Orten abgeflossen war, wieder aufzublühen anfieng, wenigstens der zehente sey, den er erlebt hätte; — ein Umstand der zum Vortheil seines Verstandes wenigstens so viel beweißt, daß er $3\frac{1}{3}$ mal besser zählen konnte, als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf diesen Tag noch nicht weiter als bis zur Pythagoriſchen Drey haben bringen können; — wenn wir so gut seyn wollen, es den Reisebeschreibern zu glauben. — Und in der That wär' es, das wenigste zu sagen, sehr unfreundlich, wenn wir Leuten, welche so viel Gefahren und Beschwerden untergangen sind, um uns andern glebæ addictis Wunderdinge nach Hause zu bringen, eine so wenig kostende Kleinigkeit als ein Bischen Glauben ist, versagen wollten.

Zu

Zufolge der besagten Rechnung also, mochte Koxkox, wofern er sich anders nicht überzählt hatte — welches gröſsern Chronologen, als er, begegnet ist, und noch täglich begegnet — ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt seyn; vorausgesezt, daß er sich wenigstens bis auf sein fünftes Jahr habe zurück erinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zu viel gefordert scheint.

Man weiß nicht, wie es zugegangen, daß er währender Ueberschwemmung und eine geraume Zeit hernach, sich erhalten konnte. Was seyn soll, muß sich schicken, sagten unsre Alten, — welche mit ihren Sprüchwörtern gemeiniglich mehr sagen, als viele Leute zu verstehen fähig sind; — Im Nothfall sehe ich nicht, warum wir nicht unendlichmal befugter seyn sollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Chronikenschreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder auf einander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu sie dienen sollen; — denn die Rettung eines Menschen in einem Falle wie dieser, scheint doch wohl dignus vindice nodus zu seyn.

Sollte aber einer oder der andere von unſern Leſern kein Liebhaber von dieſer Art der Entwicklungen, — welche, im Grunde, in der That keine Entwicklungen ſind, — ſeyn: ſo däucht uns, könnten ſie ſich billig daran begnügen laſſen, daß er, beſag ſeiner ganzen Geſchichte, da war. Denn war er da, ſo iſt die Möglichkeit ſeines Daſeyns auſſer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der ſeinen Ariſtoteles nicht ganz vergeſſen hat.

3.

Das Land, worauf ſich Xorkor befand, war durch die beſagte Ueberſchwemmung zu einer Inſel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen, eine lachende Geſtalt zu gewinnen; junge Hayne kränzten wieder die Stirne der Berge, und dieſe Hayne wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papagayen und Colibri's; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen und Früchte tragender Gewächſe; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand, ſich fortzubringen, würde ſich ſein Herz der Freude wieder haben öffnen können, wenn die Einſamkeit, welche keinem Menſchen gut iſt, für einen Menſchen von ſechszehn

oder ſiebenzehn Jahren nicht beynahe eben ſo entſezlich wäre, als — für den einſiedleriſchen Talapoin, — welcher, um deſto ruhiger der Betrachtung des geheimnißvollen Nichts (des Urſprungs und Abgrunds aller Dinge, nach Fohi's Grundſäzen) obzuliegen, ſich dreyſig ganzer Jahre aus aller männlichen und weiblichen Geſellſchaft freywillig verbannt hatte, — der beleidigende Anblick eines Nymphen-ähnlichen Mädchens, das ſich in ſeine Wildniß verirret hat.

Die Einſamkeit, — ich meyne hier eine ſolche, welche nicht von unſerm Willen abhängt, und die in einer gänzlichen Beraubung aller menſchlichen Geſellſchaft beſteht, — muß für Menſchen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens gewöhnt ſind, ein unerträgliches Uebel ſeyn. Doch nicht für alle in gleichem Grade. Der Dichter, der Platoniſt, der Liebhaber von der ſchwärmeriſchen Art, es ſey nun, daß er in eine materielle oder unſichtbare Schönheit verliebt iſt; kurz die Penſeroſi aller Gattungen und Arten entreiſſen ſich oft freywillig dem Getümmel der Stadt, fliehen aufs Land, in einſame

Schatten, in wilde Gegenden, wo überhangende Felsen, finstere Wälder, fernher schallende Wasserfälle die süsse Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sichs, wenigstens eine Zeit lang, in einer einsamen Insel, gefallen lassen können. Wenn sie anfiengen, das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Imagination darbieten? Sie würden Berge und Hayne und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen, sie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten, und wenn dieses Mittel gleich nicht immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug seyn, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen; — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beyden Seiten des Ganges wissen, „daß angenehme Träume sehr viel sind, wenn man — nichts substanzielleres haben kann."

Aber der arme Koxkox hatte keinen Begriff von diesen Mitteln, sich die Einsamkeit zu versüssen.

Das

Das Volk, welches in den Gewässern des Cometenschweifes ersäuft worden war, hatte sich noch in den Rudimenten des geselligen Standes befunden. Zufrieden mit den freywilligen Geschenken der Natur hatten sie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunst zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft schlummerte noch, und ihre Sprache war nur wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthähne, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche Roxkox unter einem solchen Völkchen genossen hatte, konnte ihm also wenig oder gar nichts helfen, die Beschwerlichkeiten des verlassenen Zustandes, worinn es sich befand, zu erleichtern. Hingegen ersezte sie ihm auf einer andern Seite wieder, was auf dieser abgieng; sie verhinderte ihn das Elend seines Zustandes zu fühlen.

4.

Indessen erinnerte er sich doch ganz lebhaft, daß er in seinem vorigen Zustande unter andern Kindern gewesen war, daß sie mit einander gespielt hatten, und daß unter diesen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbeygeschlüpft war.

Er merkte, daß ihm izt die Tage länger vorkamen; oft ſo lange, daß es nicht auszuſtehen geweſen wäre, wenn er ſich nicht damit geholfen hätte, ſich irgend in ein dickes Gebüſche hinzulegen, und den ganzen langen Tag ſo gut hinweg zu ſchlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde geweſen wäre. Lebhafte Träume verſezten ihn in die Tage ſeiner Kindheit zurück, er jagte ſich mit ſeinen Geſpielen durch Gebüſche, ſie plätſcherten mit einander in kühlen Bächen, oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keuchend erwachte er darüber, und wurde dann ſo traurig über ſeine Einſamkeit, daß er ſich wieder hinlegte, zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war ſo gefällig, wieder zu kommen. In dem ſchwermüthigen ſtaunenden Zuſtand, worein ihn dieſe Situation ſezte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit ſich ſelbſt zu reden, — welches ſich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen; — oder mit etlichen Papagayen zu ſpielen, aus welchen er ſich, in Ermanglung eines beſſern, eine Art von Geſellſchaft gemacht hatte.

Die Papagayen hatten die ſchönſten Federn von

der

der Welt, — aber eine ſo dumme, gleichgültige, gedankenloſe Miene, ſo wenig Fähigkeit zu amüſieren oder ſich amüſieren zu laſſen, daß ſogar Xorkor bey aller ſeiner eigenen Einfalt verlegen war, was er mit ihnen anfangen ſollte.

Ein einziger aſchegrauer, welchen er anfangs wegen ſeiner unſcheinbaren Geſtalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er ſogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen konnte. Der graue Papagay gab allerley Töne von ſich, welche einige Aehnlichkeit mit gewiſſen Worten hatten, die er aus den Selbſtgeſprächen des Xorkor aufgefangen haben mochte. Xorkor merkte dieſes kaum, als er ſich ein ſehr angelegenes Geſchäfte daraus machte, der Sprachmeiſter ſeines Papagays zu werden; welcher, bey ſeiner Lernbegierde und Fähigkeit, die ganze Kunſt ſeines Lehrers ziemlich bald erſchöpfte.

Unvermerkt ſprach der Papagay ſo gut mexicaniſch als Xorkor ſelbſt. Wahr iſts, ein ſtrenger Dialectiker würde oft ſehr viel gegen ſeine Combinationen einzuwenden gehabt haben. Hingegen ge-

langen ihm auch nicht ſelten die wizigſten Einfälle; und wenn er zuweilen Nonſens ſagte, ſo kam es bloß daher, weil er keine Begriffe, ſondern bloſſe Wörter combinierte; — ein Zufall, von welchem, wie man glaubt, die weiſeſten Männer, ja ſo gar ganze ehrwürdige Verſammlungen von weiſen Männern, nicht allezeit frey geweſen ſind.

Kopkop und ſein Papagay waren nunmehr im Stande, Geſpräche mit einander zu führen, die zum wenigſten ſo wizig und intereſſant waren, als es die Converſation in gewiſſen modernen Geſellſchaften iſt, wo derjenige ſehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zuſammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagay ordentlicher Weiſe zu ſeyn pflegt.

Tlantlaquarapatli, ein angeſehener Mexicaniſcher Philoſoph, trägt kein Bedenken, den Anfang des geſellſchaftlichen Lebens unter ſeiner Nation von dieſer Vertraulichkeit des Kopkop mit ſeinem Papagay abzuleiten.

Die Dichter des Landes giengen noch weiter. Sie verſicherten mit einer Freyheit, deren ſich dieſes Völkchen bey allen Nationen des Erdbodens zu allen

Zeiten

Zeiten mit sehr mittelmäßiger Discretion bedient hat, — „daß irgend eine mitleidige Gottheit sich den Zustand des einsamen Korkoxen zu Herzen gehen lassen, und den oftbesagten Papagay in das schönste Mädchen, das jemals von der Sonne beschienen worden sey, verwandelt habe.“ Und damit die Weiber (sagen sie) ein immerwährendes Merkmal ihres Ursprungs an sich trügen, habe dieser Gott dem neuen Mädchen alle die Schwazhaftigkeit gelassen, welche ihm in seinem Papagayenstand eigen gewesen.

Wenn man (sagt der vorbenannte Philosoph) dieses Mährchen behandelt, wie alle Mährchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf diesen Tag in Prosa, oder in Versen, oder in beyden zugleich erzählt worden sind, ohne Ausnahme, behandelt werden sollten, — d. i. wenn man (durch eine so leichte Operation, daß eine jede Amme Verstands genug dazu hat) das Wunderbare darinn vom Natürlichen scheidet: so wird man finden, — „daß gerade so viel Wahres daran ist, als am Bo„den sizen bleibt, nachdem das Wunderbare im „Rauch aufgegangen ist.“ Nehmlich — —

6.

Roxkox gerieth einſt, indem er mit ſeinem Papagay auf der Hand ſpazieren gieng, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er, unter einem Roſenſtrauche, — ein Mädchen ſchlafen, von deſſen Anblick er auf der Stelle ſo entzückt wurde, daß er eine gute Weile nicht im Stande geweſen wäre, zu ſagen, ob er wache oder träume.

Den Roſenſtrauch ausgenommen, — denn ich ſehe nicht, warum es nicht eben ſowohl ein Balſamſtrauch oder ein Roſinenſtrauch oder ein Cocospflaumenſtrauch hätte geweſen ſeyn mögen, — ſcheint in dieſer Geſchichte, wenigſtens bis hieher, nichts zu ſeyn, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäß wäre.

7.

Die Entzückung des armen Roxkox endigte ſich mit einem Schauer, der alle ſeine Glieder durchfuhr, und auf welchen eben ſo ſchnell ein Strom von ſubtilem Feuer folgte, welcher aus ſeinem Herzen ſich in einem Augenblick durch ſein ganzes Weſen ergoß, und jedes unſichtbare Fäſer-

chen

chen davon electrisch machte. Das Mädchen däuchte ihm das lieblichste unter allen Dingen, die jemals bey Tagslicht oder Mondschein vor seine Augen gekommen waren.

Die ernsthaften Leute, welche ihm dieses übel nehmen, sollten (wie Tlantlaquacapatli sagt) bedenken, daß er seit mehr als sechs und dreyßig Monden nichts als Papagayen, Truthüner, Schlangen, Affen und Ameisenbären gesehen hatte.

Diese Entschuldigung (wofern es einer Entschuldigung bedurfte) scheint sehr gründlich zu seyn. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und in Kraft dies, daß wir, aus billiger Rücksicht auf unsre schönen Leserinnen, an derselben keinen Antheil nehmen.

8.

Es mag nun aus Vorurtheil, oder aus Aberglauben, oder aus würklicher Ueberzeugung, daß es so und nicht anderst gewesen, hergekommen seyn, — so viel ist gewiß: daß die Mexicantischen Titiane, wenn sie die Göttinn der Schönheit, oder prosaischer zu reden, eine vollkommene Schöne mahlen wollten, sich dazu durch die Idee der schönen Rikequezal zu begeistern pflegten — (so

nennen

nennen sie die Nymphe, von welcher hier die Rede ist.).

Sie war, sagen sie, gerade und lang wie ein Palmbaum, und frisch und saftvoll, wie seine Frucht. Ihre Gestalt war nach den feinsten Verhältnissen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füsse war nichts eckigtes zu sehen noch zu fühlen. Rabenschwarze Haare flossen ihr in natürlichen Locken um den erhabnen Busen. Sie hatte grosse schwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrothe etwas aufgeworfene Lippen, eine Gesichtsfarbe, die ins Jonquille fiel, eine flache aufgestülpte Nase, — mit einem Worte, niemals (sagen sie) hat die Natur etwas vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Chineser rümpfte die Nase bey diesem Gemählde; — eine Schöne, rief er, mit grossen Augen, mit einer kleinen Stirne, mit aufgestülpten Nüstern! — Ha, ha, ha!

Sie mag, beym Goldkäfer! so übel nicht gewesen seyn, schnatterte ein Hottentott — und, beym Goldkäfer! wenn sie zu ihren grossen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine, und nicht so langes Haar gehabt hätte, — —

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wiſſen, was die Gnidiſche Venus war. —

Wir wollen nicht ſtreiten, meine lieben Landsleute! — Der Himmel weiß, was für Drachen es in andern Planeten giebt, welche ſich für ſchön, und alle unſre Liebesgöttinnen und Grazien für Drachen halten.

Genug, die Nymphe Rikequezal machte auf Koxkoxen den gleichen Eindruck, welchen Juno mit Hülfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die ſchöne Phryne ohne Gürtel auf hunderttauſend tapfre Griechen mit Einem male machte; und darum allein iſt es zu thun.

Uebrigens hätte ich wohl ſelbſt wünſchen mögen, daß die ſchöne Rikequezal einen andern Namen geführt haben möchte. Unſre modernen Ohren ſind durch die muſicaliſchen Namen unſrer Cephiſen und Eidaliſen, Adelaiden und Zoraiden, Belinden und Roſalinden, Nadinen und Celianen, ſo verwöhnt, daß wir uns keine liebenswürdige Perſon ohne einen ſchönen Namen denken können. Es iſt ein bloſſes Vorurtheil. Aber was für eine Würkung würde

Rikequezal in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Nouvelle thun? Roxkop und Rikequezal? Unglücklicher Poet, der den Einfall hätte, diesen Namen über das mühvolle Werk seiner Nachtwachen zu sezen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das lächerliche und indecente in dem Namen Rikequezal schüzen. — Ich wiederhole es, ich hätte ihr einen andern wünschen mögen; — und in der That, warum hätte sie nicht eben so gut Zilia oder Alzire heissen können?

Ein bloser Zufall war Schuld daran. Als sie mit Roxkoren bekannt wurde, hatte sie noch gar keinen Namen, und sie lebten eine geraume Zeit mit einander, ohne daß es ihm einfiel, ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache ist: Rikequezal (welches in Roxkorens Sprache ungefehr so viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Name, den er ehmals seinem grauen Papagay gegeben hatte. Einige Sommer, nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem angeblichen Rosenstrauche gefunden hatte, befiel den armen Rikequezal das

Unglük,

Unglück, von einer Schlange gegessen zu werden. Koxkox war etliche Tage untröstbar über diesen Verlust. Endlich fiel ihm, um das Andenken seines geliebten Papagayen zu unterhalten, nichts bessers ein, als seinen Namen auf dasjenige überzutragen, was ihm das liebste in der Welt war; und so hieß das Mädchen Kikequezal; — und so hat schon tausendmal ein eben so zufälliger Umstand Dinge von unendlich grösserer Wichtigkeit entschieden.

Der Umstand ist an sich so gering, daß wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem guten Herzen des Koxkox Ehre machte.

9.

Sich hinsezen und ausssinnen, wie dem jungen Mexicaner, in dem Augenblicke, worinn wir ihn zu Anfang des siebenten Capitels verlassen haben, zu Muthe gewesen seyn müsse, — ist wahrlich keine so leichte Sache, als sich diejenigen vielleicht einbilden, die es nicht versucht haben. — Ich bin kein Autor von gestern her, und ich rede aus Erfahrung.

Es ist noch lange nicht damit ausgerichtet, daß man sich etwa frage: Wie würde mir an einem

solchen Plaze gewesen seyn? — Nichts betrügt mehr, als diese Operation; — ob wir gleich gestehen müssen, daß sie mit gehöriger Vorsichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Poeten und Schauspielern — auf allen Arten von Schaubühnen — gute Dienste thun kann.

Hundert verschiedene Personen würden an Kopkopens Plaze auf hunderterley verschiedene Weise empfunden und gehandelt haben. Zum Exempel —

Ein Mahler würde mit dem kältesten Blute von der Welt eine Academie von der schlafenden Mexicanerinn genommen haben.

Ein inquisitiver Reisender hätte die ganze Scene in sein Tagbuch abgezeichnet, wenn er hätte zeichnen können, und in Abgang dessen, wenigstens eine so genaue Beschreibung davon gemacht, als ihm — seine Eilfertigkeit verstattet hätte.

Ein Antiquarius würde alle alte Poeten und Prosaschreiber, Münzen, Aufschriften und geschnittne Steine in seinem Kopfe gemustert haben, um etwas darunter zu suchen, wodurch er diese Begebenheit erläutern könne.

Ein

Ein Poet hätte sich gegen über gesetzt und indessen, bis sie erwacht wäre, ein Liedchen, oder wenigstens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platonischer Philosoph hätte untersucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines schlafenden Mädchens gleich zu kommen?

Ein Pythagoräer, — was ihre Seele in diesem Augenblicke für Visionen habe?

Ein Hedoniker, ob und wie es möglich sey, machte, ihren Schlummer durch eine angenehme Ueberraschung zu unterbrechen.

Ein Faun, würde bey der Ausführung angefangen haben, ohne zu untersuchen.

Ein Stoiker, hätte sich selbst bewiesen, daß er keine Begierden habe, weil — der Weise keine Begierden hat.

Ein ächter Epicuräer, hätte es, nach einer kurzen Ueberlegung, nicht der Mühe werth gefunden, die Sache in längere Ueberlegung zu nehmen.

Ein Scepticus hätte die Gründe für so lange gegen die Gründe wieder abgewogen, bis sie erwacht wäre.

Ein Sklavenhändler hätte sie so gut als möglich tariert, und nach Berechnung der Unkosten und des Profits, auf Mittel gedacht, sie sicher nach Jamaica zu bringen.

Ein Missionarius hätte sich in die Verfassung gesezt, sie sogleich zu bekehren, so bald sie erwachen würde.

Robert von Abrissel würde sich ganz nahe neben sie hingelegt und sie so lange unverwandt betrachtet haben, bis er, dem Satan zu Troze, gefühlt hätte, daß sie ihm nicht mehr Emotion mache, als ein Flaschenkürbiß.

Sanct Hilarion wäre seines Weges fortgegangen, und hätte sie gar nicht angesehen.

Und so weiter —

Aber Rorkor — was Rorkor empfand, und dachte, das verdient ein besonderes Capitel.

10.

Rorkor war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Philosophen Tlantlaquacapatli, — gegen welche sich vielleicht Einwendungen machen lieſſen, ohne daß den Wissenschaften ein merklicher Nuzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde, — Kor-

Lor, sage ich, war, in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede ist, achtzehen Jahre, drey Monate und einige Tage, Stunden, Minuten und Secunden alt.

Er war fünf Fuß und einen halben Palm hoch, stark von Gliedmassen, und von einer so guten Leibesbeschaffenheit, daß er niemals in seinem Leben weder Husten, noch Schnupfen, noch Magendrücken, noch irgend eine andre Unpäßlichkeit gehabt hatte, welchen Umstand der weise und vorsichtige Cornaro in seinem bekannten Buche, von den Mitteln, alt zu werden, seiner Mäßigkeit und einfältigen Lebensart zuschreibt.

Die Secretion seiner Säfte gieng also vortrefflich von statten, und die flüssigen Theile befanden sich bey ihm mit den festen in dieser glücklichen Proportion, welche, nach dem göttlichen Hippokrates, die Bedingung zu einer vollkommenen Gesundheit ist.

Alle seine Sinnen und sinnliche Werkzeuge befanden sich in derjenigen Dispositon, welche — in allen Compendiis der modernen Metaphysik — zum empfinden erfodert wird. Die Canäle seiner

Lebensgeister waren nirgends verstopft, und die Propagation der äussern Eindrücke in den Siz der Seele, [illegible] (welchen, im Vorbeygehen zu sagen, ihm so bekannt war, als irgend einem Psychologen unserer Zeit) nebst der Ableitung der Volitionen und Rolitionen aus dem Cabinet der Seele in die äussersten Fäserchen derjenigen Werkzeuge, welche bey Ausführung derselben unmittelbar interessirt waren, gieng mit der grössesten Leichtigkeit und Behendigkeit von statten.

Er hatte ungefehr vor zween Stunden eine starke Mahlzeit von Früchten und geröstetem Maiz gethan, und ungefehr drey Nösel von einem Trank aus Wasser, Cacaomehl und Honig zu sich genommen, von welchen beyden Ingrediengien das erste bekanntermassen sehr nährend, und das andere, nach Boerhaaven — und allen, die er abgeschrieben hat, und die ihn abgeschrieben haben, — ein vortrefliches Confortativ ist, — dessen Korkor weniger als irgend einer von unsern angeblichen Mädchenfressern nöthig gehabt zu haben scheint.

Es war ungefehr um vier Uhr Nachmittags, in dem Monat, worinn ein allgemeiner Geist der

Liebe

Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tausend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren selbstgespomenen Gräbern aufstehend, ihre feuchten Flügel in der Sonne probieren, und zehentausend vielfarbigte Vizizilis, auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterschlummer erwachen, um unter Rosen und Orangenblüthen zu schwärmen, und ihr wollüstiges Leben, welches mit der Blumenzeit anfängt, zugleich mit ihr zu beschliessen.

Es ist zu bedauren, daß Tlantlaquacapatli, aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines andern Thermometers, nicht im Stande gewesen, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damals die Luft befand.

Es war ein schöner warmer Tag, sagt er, die Luft rein, und der oberste Theil derselben lasurblau; und es wehte ein angenehmer Wind von Nord-West-West, welcher die Sonnenhize so gut mässigte, daß das Roth auf Xoxokoxens Wangen, etliche Augenblicke zuvor, eh er das schlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innersten Blättern einer neuaufgehenden Rose zu seyn pflegt.

Unſer Philoſoph, — welcher glaubt, daß alle dieſe Umſtände bey Calculierung der Urſachen und Wirkungen der menſchlichen Leidenſchaften mit in die Rechnung gebracht werden müſſen, — iſt eben ſo genau in Angebung aller der kleinen Beſtimmungen, unter welchen die ſchöne Kikequezal dem jungen Mexicaner in die Augen ſtach.

Seiner Beſchreibung nach, war ſie gerade ſo gekleidet, wie die Grazien der Griechen, oder die Töchter der Caraiben auf den Antillen, d. i. in derjenigen Kleidung, wegen welcher der alte Plinius, vermuthlich in einem Anſtoß von ſchlimmer Laune, mit der Natur einen Zank anfängt, der uns, alles wohl überlegt, der unbilligſte unter allen ſcheint, welche jemals ein Philoſoph mit ihr angefangen hat. *)

Sie lag auf einem grünen Raſen, deſſen dichtes blumenvolles Gras ſie (wie Homer von ſeiner bekannten Göttergruppe auf dem Ida ſagt) ſanft empor zu heben ſchien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen der ſchönſten Blumen, welche ſie vermuthlich ſelbſt (es wäre dann, daß man glauben wollte,

*) S. Plin. Hiſtor. natural. L. VII. in proœmio.

wollte, daß Zephyr oder irgend ein andrer Sylphe ihr dieſe Galanterie gemacht habe) zu dieſem Gebrauch zuſammengetragen hatte. Ihr rechter Arm — deſſen ſchöne Form unſer Philoſoph nicht unbemerkt läßt, — verbarg einen Theil ihres Geſichtes, und bekam durch die Verkürzung, und den ſanften Druck, den er von ſeiner Lage litt, einen Reiz, der — wie alle Grazien — ſich beſſer fühlen als zeichnen, und beſſer zeichnen als beſchreiben läßt; geſtalten der geneigte Leſer aus untenſtehender Figur zu erſehen belieben wird. — Das leichte Geſträuch, welches eine Art von Sonnenſchirm um ſie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf ſie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemähldes, — denn noch war es nichts mehr für unſern Mann — vollkommen machen halfen.

II.

Tlantlaquacapatli unterſteht ſich, aus verſchiedenen Urſachen nicht zu beſtimmen, wie ſchön das Mädchen geweſen ſey; — denn

Erſtlich, (ſagt er) fehlen mir dazu die nöthigen Originalgemählde, Zeichnungen, Abdrücke, u. ſ. w.

Zweytens, haben wir kein allgemein angenommenes Maaß der Schönheit, und

Drittens, iſt auch keines möglich, — bis alle Menſchen, an allen Orten und zu allen Zeiten, aus einerley Augen ſehen, und den Eindruck mit einerley Gehirn auffaſſen werden, — und das, ſpricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indeſſen getraut er ſich ſo viel zu behaupten, daß ſie, ſo wie ſie geweſen, dem ehrlichen Roxkox das ſchönſte und lieblichſte Ding in der ganzen Natur geſchienen habe; — und wir zweifeln, ob es möglich ſey, ihm das Gegentheil zu beweiſen.

Die Wahrheit zu ſagen, bey einem Dinge, welches das einzige in ſeiner Art iſt, hat weder Vergleichung noch Superlativus ſtatt. Roxkox konnte keine Idee von etwas beſſern haben, als er vor ſich ſah. Seine Imagination hatte gar nichts bey der Sache zu thun; ſeine Sinnen und ſein Herz thaten alles. Xikequezal hätte ſo ſchön ſeyn mögen als Cleopatra, Poppäa, Roxelane oder Madame von Monteſpan, oder, wenn ihr lieber wollt, ſo ſchön als Oriane, Magellone, Frau Condüra-

mur,

nur, und die Prinzeſſinn Dulcinea ſelbſt, ohne daß ſie ihm um ein Haar ſchöner vorgekommen wäre, oder um den hundertſten Theil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte, als ſo, wie ſie vor ihm lag.

„Das iſt wunderlich“ — Es iſt nicht anders, mein Herr.

12.

Unſer Autor, — deſſen verlohren gegangene Schriften unſere Leſer um ſo mehr mit uns bedauren werden; als dieſe Probe uns von ſeinem Beobachtungsgeiſt keine ſchlechte Meynung giebt, — geht noch weiter, indem er ſich gar getraut, die eigenſten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu beſtimmen, welche Roxkor einem ſo unverhofften Gegenſtand gegenüber habe erfahren müſſen.

Beym erſten Anblick, ſpricht er, ſchauerte der Jüngling in einer Art von angenehmen Schrecken, zween und einen halben Schritt zurück.

Im zweyten Momente guckte er mit aller Begierde eines Menſchen, der ſich das erſtemal betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin; der Diameter ſeines Augapfels wurde um eine halbe

Linie gröſſer, er hielt die linke Hand etwas eingebogen vor ſeine Stirne, ſo daß der Daumen an den linken Schlaf zu liegen kam, und ſchlich ſich allgemach mit zurückgehaltenem Athem näher, um ſie deſto beſſer betrachten zu können.

Im Dritten glaubte er einen kleinen Unterſchied zwiſchen ihrer Figur und der ſeinigen wahrzunehmen, und eine Beſtürzung von der angenehmen Art, welche ihn bey dieſer Entdeckung befiel, nahm

Im Vierten und

Fünften dergeſtalt zu, daß er im

Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche ſich ungefehr im

Neunten oder Zehenten mit der obenbeſagten Ergieſſung des ſubtilen electriſchen Feuers aus ſeinem Herzen durch alle Adern, Canäle und Faſern ſeines ganzen Weſens endigte.

Dieſer lezte Augenblick iſt, nach der Meynung unſers Autors, der angenehmſte in dem ganzen Leben eines Menſchen; und dasjenige, was er darüber philoſophirt, ſcheint uns nicht unwürdig zu ſeyn, in einem kleinen Auszug zu einem eigenen Capitel gemacht zu werden.

13.

Die ganze Natur, spricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotsohoitl's Sohn, nichts vollkommner und inniger von dieser gröſſesten und besten aller Wahrheiten, als die Beobachtung der besonderen Aufmerksamkeit, welche dieser unsichtbare Geist der Natur gehabt hat, — „den höchsten Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, mit denjenigen Empfindungen unauflöslich zu verbinden, welche den groſſen Endzweck unsers Daseyns unmittelbar befördern — "

Glaub' ich am Ende einer feurigern Bestrebung meines Geistes, durch die krummen Irrgänge der Einbildung, eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben; — Oder, unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters; — ich seh' ihn in Handlung gesezt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittre für ihn; — und nun, in dem groſſen Augenblicke der Entscheidung, seh ich ihn sei-

ner

ner würdig handeln, und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste der Thaten überraschen; — Oder, mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — Ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es, ohne Besorgniß, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können; —

Oder, ich habe dem süssen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanft mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurück gerufen; —

In allen diesen und in allen ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick, diese göttliche Flamme sich mit einer unausdrücklichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergiessen, und den sittlichen Menschen mit dem animalischen, wie in Eins zusammenschmelzen; — und ich sag und schwöre, daß keine andre Wollust so

süß,

süß, so befriedigend, und, wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt, so vergötternd ist, als diese.

Ich bin, fährt er fort, auch unter Rosen gelegen; o Motezuma; ich habe mich in den Düften des Rosenstrauchs, in säurlichsüssen Nektar des Palmbaums, und in den süssern Küssen des Mädchens berauscht. — Hab ich nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeschlürft? — Aber, ich behaupte dir, und schwöre, daß die Wollust, eine gute That zu thun, die grösseste aller Wollüste ist! —

Sanft ruhe deine Asche, weiser und empfindungsvoller Tlantlaquacapatli! Und Friede sey mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn schon dein Name in keinem Gelehrtenregister prangt, und kein hohlängichter Examinator in eine Wolke von Lampendampf, das Sinnbild seiner vielwissenden Dummheit, eingehüllt, polyglottische Noten mit schwerer Arbeit zu deinen Werken zusammengetragen hat; so soll dennoch, oder mein weissagender Genius müßte mich gänzlich betrügen, dein Gedächtniß noch dauren, wenn ich lange, wie du selbst, Staub bin, und von dem Menschenfreunde

geseg-

geſegnet werden, deſſen klopfendes Herz dir die groſſe Wahrheit beſchwören hilft: daß die Wolluſt, eine gute That zu thun, die gröſſeſte aller Wolluſte iſt.

Wenn der Urheber des Menſchen (ſo beſchließt mein Freund Tlanklaquacapatli ſeine Betrachtung) den Trieben, von welchen die Vermehrung unſrer Gattung die Folge iſt, einen Theil dieſer göttlichen Wolluſt, von welcher ich rede, eingeſenkt hat: ſo kann ich nichts anders vermuthen, als daß es darum geſchehen ſey, weil dieſes Geſchäfte, wiewohl an ſich ſelbſt blos animaliſch, für das menſchliche Geſchlechte von ſolcher Wichtigkeit iſt, daß er es in dieſer Betrachtung würdig fand, die Menſchen durch die nemliche Belohnung, die er mit den edelſten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

14.

Die Empfindungen des jungen Mexicaners waren ſo heftig, daß er ſich an einen Baum, der Schlafenden gegen über, lehnen mußte, um nicht unter ihrer Gewalt einzuſinken.

Die Freude, eine Gesellschaft zu finden, von welcher er sich mehr Vergnügen und Vortheil versprach, als von seinen Papagayen, —

Die Anmuthung, welche ihm ihre Aehnlichkeit mit ihm einflößte, —

Eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegentheil entsprang, —

Das Vergnügen an ihrem Anschauen, für sich selbst, und die dunkle Ahndung, welche seine Brust mit noch süssern Erwartungen schwellte, —

Alle diese Regungen, welche ihm so fremd und doch so natürlich, so angenehm und doch so unbegreiflich waren, — konnten, (wie Tlantlaquaca-patli meynt) wenn wir auch alles dasjenige, was die Umstände des Subjects, der Zeit, des Orts, u. s. w. dazu beytragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Würkung hervorbringen.

Es ist in der menschlichen Natur, daß wir uns die Existenz eines Gegenstandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweisen suchen, welcher, — wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehentausendmal zu beobachten Gelegenheit haben — der erste ist, durch

den

den wir unſer eigen Daſeyn fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur ſelbſt dazu angewieſen, die Wirklichkeit der Phänomenen, die uns umgeben, auf die Probe ſezen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile in Roſkoxen aufſtieg, „ob das, was er ſah, auch wirklich ſey?“

Eben ſo natürlich war, daß er dieſen Zweifel kaum empfand, da er ſich ſchon der ſchlafenden Nymphe näherte, um ſich durch den vorbemeldten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte?

Er ſtreckte ſchon ſeine rechte Hand aus, — als ein abermaliger Schauer ſein Blut aus allen Adern gegen die Bruſt zurückdrückte; und wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle ſeine Kraft verlohren hat, ſank der nervenloſe Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem; und da ſich mit jedem Augenblicke ſeine Furcht verlohr, und die Begierde, ſich ihrer Körperlichkeit zu verſichern, zunahm, ſo ſtreckte er noch einmal ſeine rechte Hand aus, bückte ſich mit halben Leib über

sie hin, und legte, so sacht' es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müßte gar nichts von der menschlichen Natur verstehen, sagt der Mexicanische Philosoph, wenn man sich einbilden wolte, daß er es bey diesem ersten Versuche habe bewenden lassen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit, von der er sich versichern wollte, und das Vergnügen, welches mit der Untersuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten sich mit einander, ihn zu vermögen, das Experiment fortzusezen.

Unvermerkt, und mehr durch einen mechanischen Instinct als mit Vorsaz, schweifte die forschende Hand von dem Orte, den sie zuerst berührt hatte, zum sanftgebogenen Knie herab.

Was in diesen Augenblicken in ihm vorgieng, läßt sich nicht beschreiben; — die Wahrheit ist, daß er selbst unfähig gewesen wäre, Rechenschaft davon zu geben; denn, um den Leser nicht unnöthig aufzuhalten, seine Augen fiengen an trübe zu werden, und, vor lauter Empfindung, sank er ohne Empfindung neben die schöne Xikequezal hin, so daß die Hälfte seines Gesichts, ungefähr eine

Spanne und anderthalb Daumen, über ihrem besagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in diesem Augenblicke.

15.

Tlantlaquacapatli findet, eh er weiter geht, vor allen Dingen nöthig, uns zu berichten, daß die schöne Xikequezal, zur Zeit, da Mexico in den Wassern des obenbesagten Cometenschwanzes untergieng, ein Kind von eilf bis zwölf Jahren gewesen sey. Mit diesem armen Kinde auf dem Rücken habe sich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo sie sich, bis das Gewässer wieder abgeflossen, in einer Höle aufgehalten, und von den Eyern einiger Vögel, die in dem Felsen nisteten, gelebt hätten.

Da diese unglückliche Mutter, auf allen ihren Herumschweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Wasser wieder hervorgegangen war, keine Spur von Menschen gefunden hatte, so blieb ihr nichts anders übrig, als sich an den trostlosen Gedanken zu gewöhnen, daß sie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten seyen.

Sie waren also eines dem andern die ganze Welt.

Alle

Alle ihre Empfindungen concentrierten sich in ihre gegenseitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein gröseres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung so gut sie konnte zu erleichtern; ihr die schönste Blumen zu bringen, die sie auf ihren kleinen Wanderungen fand; und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Busen wegzuküssen.

Drey Sommer hatten sie auf diese Weise mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmals das Unglück hatte durch einen Fall von einem Cocosbaum, auf den sie sich, um Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüssen.

Das trostlose Mädchen, nachdem sie etliche Tage lang alles mögliche versucht, die Todte wieder zu beleben, sah sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung aufzugeben, und entfernte sich von dem traurigen Ort. Sie gerieth in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was sie zur Erhaltung ihres Lebens nöthig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gege-

ben. Sie hatte sich so viel daraus gemerkt, daß es eine Art von Menschen gegeben habe, welche nicht völlig so gewesen, wie sie selbst. Sich deutlicher zu erklären, hatte die Mutter für unnöthig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war, und bestimmtere Kenntnisse ihr ohnehin, in dem einsamen Zustande, wozu sie verurtheilt schien, zu nichts dienen konnten. Indessen wußte das Mädchen schon genug, um ein sehr lebhaftes Verlangen in sich zu fühlen, einen von diesen Menschen zu finden; wenn es auch nur gewesen wäre, um zu wissen, wie sie aussähen.

Sie war in der vollen Blüthe der Jugend, als Korkor sie zuerst antraf; — und, ausser der besagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz, durch die Liebe zu ihrer Mutter, und die Gewohnheit, in den melancholischen Stunden der guten Frau ihr trauren und weinen zu helfen, eine stärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die bloße Natur ihrem Geschlechte zu geben pflegt.

Sie mußte also entsezlich zärtlich seyn — sagt Tlantlaquacapatli.

Der

Der Abbreviator dieſer anekdotiſchen Geſchichte hält es für ſeine Schuldigkeit, eh er zu demjenigen fortſchreitet, was auf das Erwachen der ſchönen und zärtlichen Kikequezal gefolget, ſeine auf europäiſche Manier ſchönen und zärtlichen Leſerinnen zu erſuchen, es nicht einiger vorſezlicher Abſicht die Delicateſſe ihrer Empfindungen zu beleidigen, oder die Würde ihres Geſchlechts — deſſen Verehrer er allezeit zu bleiben hoft — zu nahe zu treten, ſondern lediglich der Verbindlichkeit den Pflichten eines getreuen Copiſten der Natur genug zu thun, beyzumeſſen, wenn er ſich in dem folgenden Capitel genöthiget ſehen wird, das Betragen dieſer jungen Mexicanerinn, unverſchönert, ſo wie es war, vorzuſtellen; — ein Betragen, von welchem er beſorgen muß, daß es, ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, das auffallende darinn zu mildern, der beſagten Delicateſſe ſeiner ſchönen Gönnerinnen anſtöſſig werden dürfte.

Er bittet Sie indeſſen zu bedenken, ob es nicht gleichwohl zu einer Entſchuldigung der jungen Mexicanerinn diene, daß ſie, in den Umſtänden, worinn ſie ſich ohne ihr Verſchulden befand, und bey

dem gänzlichen Mangel aller Vortheile der Ausbildung und Politur, welche nur Erziehung und Welt geben können, nichts beſſers ſeyn konnte als ein Werk der rohen Natur; oder, mit andern Worten: daß es unbillig wäre, den wilden Geſang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schweſtern das Glück gehabt hat, in einem Keficht erzogen zu werden, und nach den Noten eines Telemanns oder Hillers ſingen zu lernen.

16.

Wie ſich die Fee Tout ou Rien, — oder die Fee Concombre, — oder die ſehr decente Dame Zulica, — oder wie ſich irgend eine von den Cedimenen, Julien, Beliſen, Araminten, und Eidaliſen des Hrn. von Crebillon — — in einem ähnlichen Falle, aber bey veränderten Umſtänden, es ſey nun in irgend einem anmuthigen Bosquet, oder in einem wollüſtigen Cabinet auf einem roſenfarbnen Sopha mit ſilbernen Blumen betragen hätte, — lieſſe ſich, wenn es nöthig wäre, mit der gröſeſten moraliſchen Gewißheit beſtimmen, ohne daß man dazu eben ein Crebillon ſeyn müßte.

Und wie ſich unſre vorbeſagten Leſerinnen, ſamt

und

und ſonders, in ſolchen Umſtänden betragen würden, iſt eine Sache, welche wir ihnen zu gelaßner Ueberlegung in einer ernſthaften einſamen Stunde überlaſſen; — mit der beygefügten freundſchaftlichen Verwarnung, daß diejenigen unter ihnen, welche ihr groſſes Stuffenjahr noch nicht zurückgelegt, oder, was auf Eines hinauskömmt, welche ſich noch den Nachſtellungen unternehmender Liebhaber ausgeſezt ſehen, — ehe ſie dieſe Selbſtprüfung anſtellen, ſich in ihr Cabinet einſchlieſſen, und Befehle ertheilen möchten, daß ſie nicht zu Hauſe wären — und wenn ſich auch der ehrerbietigſte unter allen Liebhabern vor der Pforte meldete.

17.

Was indeſſen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten, oder unerdichteten modernen Dame in dergleichen Fällen ſeyn möchte, — ſo kann es, wie geſagt, nicht zur Richtſchnur für die liebenswürdige Kikequezal genommen werden, welche, (um ihr nicht zu ſchmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war, und — was einen weſentlichen Umſtand in der Sache aus-

macht, Urſache hatte, ſich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten."

Ich — der ich es nicht über mich bringen kann, den Wurm unter meinen Füſſen zu zertreten, — verabſcheue nichts ſo ſehr, als den bloſſen Schatten des Gedankens, auch nur zufälliger Weiſe eine von den ſchwachen Creaturen zu ärgern, deren cacochymiſche Seele nichts als Molken und leichte Hühnerbrühe verdauen kann, und jede ſtärkere Speiſe, ſo geſund ſie auch für geſunde Leute ſeyn mag, mit Ekel und Beſchwerung, ἄνω oder κάτω wieder von ſich giebt. Sollte alſo, wider alles beſſere Verhoffen, dieſes unſchuldige Buch, — welches, wie ich implicite ſchon erkläret habe, keine Nahrung für blöde Magen iſt, — von ungefähr einem ſolchen ſchwachen Bruder in die Hände fallen: So erſuche ich ihn hiermit dienſtlichen Fleiſſes, — und nehme darüber alle meine werthe Leſer zu Zeugen, daß ich es gethan habe — das Buch, ohne weiters, wenigſtens beym Schluſſe dieſes Capitels wegzulegen, und, es ſey nun durch Auffagung des griechiſchen Alphabets, — wie dem Kayſer Auguſt in einem ähnlichen Falle gerathen

rathen wurde — oder durch welches andere Mittel er aus Erfahrung am bewährteſten gefunden hat, alle Gedanken weiter fortzuleſen, ſich aus dem Sinne zu ſchlagen: Widrigenfalls und dafern ein ſolcher, oder eine ſolche, dieſer meiner ernſtlichen und hiemit nochmals wiederhohlten Warnung ungeachtet, mit Leſen weiter fortfahren, und dadurch auf irgend eine Weiſe zu Schaden kommen, oder durch ekelhaftes Aufſtoſſen, oder durch Erbrechen deſſen, was er oder ſie ſolchergeſtalt, naſchhafter Weiſe, zu ſich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten, oder auch mir ſelbſt beſchwerlich fallen ſollte: ich mich hiermit ein für allemal gegen alle daher entſpringen mögende Verantwortung zierlichſt verwahrt, und ihn, den beſagten Leſer, oder die beſagte Leſerinn, ſelbſten, für alles ſich und andern dadurch zuziehende Uebel, für izt und allezeit, reſponſabel gemacht haben will; geſtalten ich dann dieſe meine urkundliche Proteſtation und Verwahrung durch die Endes beygeſezte Vignette des mehrern zu bekräftigen und zu ſolenniſiren dienſam erachtet habe. Gegeben den 4. Decembers, 1769.

Ich, der Verfaſſer.

18.

In dem Augenblicke, da ſie erwachte, lag (wie wir wiſſen, — ſie aber nicht wiſſen konnte, bis ſie es ſah) ein Jüngling, der, nach unſrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zuſtande zu ihren Füſſen, mit der Hälfte ſeines Geſichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgeſtüzt.

Damen können ſichs leichter vorſtellen, als ich's beſchreiben konnte, wie ſehr ſie über dieſen Anblick erſchrack.

Durch die Bewegung, welche ſie in der erſten Beſtürzung machte, veränderte das Geſicht des armen Yorkor ſeine Lage ein wenig, ohne den Vortheil deſſelben zu verlieren! — wofern es nicht gar dabey gewann; wie ſich genauer beſtimmen lieſſe, wenn der Philoſoph Tlantlaquacapatli ſeiner zwar ſehr umſtändlichen aber etwas undeutlichen Beſchreibung eine Zeichnung beyzufügen nicht vergeſſen hätte; — eine Unterlaſſung, um deren willen eine Menge gelehrter und mühſamer Beſchreibungen des Ariſtoteles, Theophraſt, Plinius, Avicenna

und

und andrer Naturforscher der Welt unbrauchbar worden sind.

Der erste Schrecken des Mädchens verlohr sich im dritten oder vierten Augenblick, da sie ihn betrachtete, und verwandelte sich in das lebhafteste Vergnügen, das sie jemals empfunden hatte, — und welches sie, natürlicher Weise, beym Anblick eines Wesens fühlen mußte, welches ihr zu ähnlich war, um kein Mensch, und nicht ähnlich genug, um ein Mensch von ihrer Art zu seyn. Sollte es wohl, dachte sie, einer von denen Männern seyn, von denen mir meine Mutter sprach, ohne daß ich sie recht verstehen konnte? —

Unfehlbar ist es einer, flüsterte ihr etwas in ihrem Busen auf diese Frage zur Antwort.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubniß des Ehrw. P. Malebranche, eine sehr gute — Dank sey dir dafür, liebe Mutter Natur; sie thut uns unaussprechliche Dienste! Was wir wünschen ist wahr, so lang es nur immer möglich ist, das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputieren zu können.

Wie kam er hieher? Wo war er? Warum liegt

er

er hier zu meinen Füſſen? Warum liegt ſein Geſicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie? —

Schläft er? Wie mag er wohl ausſehen, wenn er wacht?

Wie wird er ſich wohl gebehrden, wenn er mich erblickt?

Werd ich ihm auch gefallen —

(Nein wahrhaftig; das hat das Mädchen nicht geſagt, Herr Autor. Sie konnte gar keine Idee von nichtgefallen haben. — Sie gefiel ſich ſelbſt, ſie hatte ihrer Mutter gefallen, beydes ohne jemals daran zu denken. — Warum ſollte ſie dieſem hier nicht auch gefallen? Das verſtund ſich von ſelbſt. — Streichen ſie es immer aus, und ſezen ſie —)

Wird er mich wohl auch ſo lieb haben, als mich meine Mutter lieb hatte?

(Das iſt in der Natur! — Sie haben recht, Herr Kunſtrichter; ſagen ſie ihren jungen Züchtlingen, ſie ſollen ſich eine kleine Lehre aus dieſem Exempelchen ziehen —)

Wird er mich wohl auch ſo lieb haben? —

(Nun kommt eine Stelle, wobey unſre ſchöne

Leſe-

Leserinnen eine kleine Grimasse machen werden — aber wir können nichts dazu — sie ist von Wort zu Wort aus unserm Autor abgeschrieben —)

„Sie fühlte es, daß sie ihn aus aller ihrer Macht lieben könnte, — und wünschte mit Ungeduld, daß er erwachen möchte."

Aber noch gab er kein Zeichen des Lebens von sich. Ach! rief sie mit einem ängstlichen Seufzer, sollte er todt seyn? — Wie bang wurd' ihr bey diesem Gedanken ums Herz!

Sie konnte diesen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blasse Hand auf sein Herz —

Er war nicht todt — denn in diesem Augenblick erwacht' er!

19.

Sie fuhr zusammen, und zog mit einem Schrey des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

Rorkor kam zu sich selbst, ehe sie sich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erhohlt hatte.

Er hub seine Augen auf, und sah sie — mit einem so frohen Erstaunen, mit einem so lebhaften Ausdruck von Liebe und Verlangen an, — —

seine Augen baten so brünstiglich um Gegenliebe: — daß sie, — die keine Idee davon hatte, daß man anders aussehen könne, als uns es ums Herz ist — sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn wieder so freundlich anzusehen, als sie konnte.

Die Wahrheit von der Sache ist, daß sie ihn so zärtlich ansah, als eine Liebhaberinn ihren Geliebten ansehen könnte, der nach sieben langen Jahren Abwesenheit, und so vielen Abentheuern als Ulysses auf seiner zehnjährigen Wanderung bestanden hat, wohlbehalten, zärtlich und getreu in ihre Umarmungen zurückgeflogen wäre — und, was wohl zu merken ist, daß sie weder wußte noch wissen konnte, **warum** sie ihn so zärtlich ansah. In der That wußte sie gar nicht wie ihr geschah; aber so wohl war ihr bey diesen Blicken und Gegenblicken, daß ihr däuchte, sie fange eben izt zu existiren an.

20.

Die Weisen haben längst bemerkt, daß etwas magisches in dem menschlichen Auge sey; und bekanntermassen hat man die Sache weit genug getrieben, um zu glauben, es gebe Leute, welche

welche mit einem bloſſen Blicke vergiften könnten; — ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Philoſophen wenig Beyfall gefunden hat.

Aber daß ein bloſſer Blick hinlänglich ſey, aus einem weiſen Mann einen Gecken, aus einem Maſülhim einen Mann, und aus einem Bruder Lüce einen Pr**p*s zu machen, — das ſind bekannte Wahrheiten.

Roxkox ſah die ſchöne Rikequezal immer feuriger an.

Sie, ihn immer zärtlicher.

„O! wie lieb hab' ich dich" ſagten ihr ſeine Augen.

„O! wie angenehm iſt mir das" antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick auffreſſen" ſagten jene.

„Ich ſterbe vor Vergnügen, wenn du mich länger ſo anſiehſt," ſagten dieſe.

Dieſe Ausſprache dauerte, nach unſerm Autor, ungefähr eine Minute, weniger etliche Secunden, als Roxkox, der noch immer zu ihren Füſſen lag, — nicht als ob er einen beſtimmten Vorſaz da-

bey

bey gehabt hätte, sondern in der That aus purem Instinct, — seine beyde Arme um ihren Leib schlug.

Kikequezal, welche sich einbildete, daß sie ihm keine Antwort schuldig bleiben dürfte, — legte ganz langsam und leise ihre rechte Hand auf seine linke Schulter, — und erröthete bis an die Fingerspizen, indem sie es that.

Korkor drückte sein Gesicht an ihren Busen.

Das Mädchen fuhr sanftstreichelnd an seiner linken Schulter bis zur Brust herab, und schien sich sehr am Pochen seines Herzens zu ergözen — —

Tlantlaquacapatli, dessen Fehler überhaupt die Weitläuftigkeit ist, fährt hier fort, uns von Umstand zu Umstand zu erzählen, wie die Natur mit diesen ihren Kindern gespielt habe. Keine falsche Bescheidenheit — denn die Natur ist uns in allen ihren Würkungen ehrwürdig — sondern bloß unser Unvermögen, die Delicatesse der Sprache des Mexicanischen Philosophen in die unsrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen —

Die guten Kinder wußten nichts anders. —

Sie machten also nicht mehr Umstände als dies, fragt Araminte — ?

Keinen einzigen! 21.

21.

Wenn uns nicht alles betrügt, ſo iſt das, was wir unſern Leſern in den beyden vorhergehenden Capiteln zu leſen gegeben haben, pure Natur. Die Kunſt, das iſt gewiß, hat keinen Antheil weder an den Empfindungen dieſer alt-Mexicaniſchen Liebenden, noch an der Art, wie ſie ſich ausdrückten.

Und nun fragt ſich: — „Verliehrt oder gewinnt die Natur dadurch, wenn ſie des Beyſtands und der Auszierung der Kunſt entbehrt?“ — Eine verwickelte Frage; ein wahrer gordiſcher Knoten; den wir, nach dem Beyſpiel gewiſſer ehrlicher Leute, welche gerne bald fertig ſind, geradezu zerſchneiden könnten, wenn wir nicht für beſſer hielten, vorher zu verſuchen, ob er nicht mit Hülfe einer leichten Hand, und mit ein wenig Phlegma, aufzulöſen ſey.

Es giebt eine Kunſt, welche die Werke der Natur verſchönert; und eine andere, welche ſie, unter dem Vorwand der Verbeſſerung oder Ausſchmückung, verunſtaltet.

Wenn nur die erſte dieſen Namen verdient, ſo wird ſie ihn doch ſo lange mit ihrer Baſtardſchwe-

ſter theilen müſſen, bis man für dieſe einen eigenen Namen erfunden haben wird.

Einige beſtimmen das Verhältniß der Kunſt gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches zu Paris der Schneider, der Friſeur, der Brodeur und der Parfümeur — vier wichtige Aemter —— gegen das Ding haben, welches gewiſſe Leute einen liebenswürdigen Mann, oder einen ſcharmanten Mann nennen; ein Ding, welches (wie das mit Dratnerven verſehene Modell gewiſſer nicht allzufertiger Zeichner) je nachdem man einige beſondere Modificationen damit vornimmt, unter den Händen der vorbeſagten vier plaſtiſchen Naturen, und nach ihrem Belieben, ein Marquis, oder ein Abbe, oder ein Parlamentsrath, ein Held, ein Wizling oder ein Adonis wird; im Grund aber, in allen dieſen verſchiedenen Einkleidungen und Poſituren — immer das nemliche Ding bleibt, nemlich ein Gecke.

Nach dem Begriff der erſten iſt die Natur der homeriſchen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambroſia

broſia geſalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält —

Nach dem Begriff der andern iſt die Kunſt die Zaubermacht, die aus einer ungeſtalten, kahlen, triefäugigen, zahnloſen Unholde, dieſen Paragon einer vollkommenen Schönheit macht, welchen Arioſt in ſechs unverbeſſerlichen Stanzen — nicht ſo gut gemahlt hat, als es Rubens mit Farben hätte thun können (und wer hat jemals daran gezweifelt?) aber doch ſo gut beſchrieben hat, als — man beſchreiben kann. *)

Die erſten ſcheinen der Kunſt zu wenig einzuräumen, die andern zuviel; beyde aber ſich zu irren, wenn ſie von Natur und Kunſt als weſentlich verſchiedenen und betrogenen Dingen reden, da doch, bey näherer Unterſuchung der Sache, ſich zu ergeben ſcheint, daß dasjenige, was wir Kunſt nennen,

„Es ſey nun, daß dieſe Kunſt die zerſtreuten Schäze und Schönheiten der Natur in einen

*) Die Zauberinn Alcina. S. Orlando furioſo C. VII. 6 - 12.

engern Raum, oder unter einen besondern Gesichtspunct, und zu irgend einem besondern Zweck zusammen ordnet" —

„Oder, daß sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet" —

„Oder, daß sie die Anlagen der Natur cultiviert, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige schleift, poliert, verschönert und zeitiget, was die Natur rau, wild, unreif und mangelhaft hervorgebracht hat" —

im Grunde nichts anders ist, als die Natur selbst, welche den Menschen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaßt und antreibt, „entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen, oder sie durch Versezung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung derselben aber dem Wiz und Fleiß des Menschen überlassen ist."

Fragen wir ——

Wer giebt uns die Fähigkeit zur Kunst?

Wer befördert die Entwicklung dieser Fähigkeit?

Wer giebt uns den Stoff zur Kunst?

Wer die Modelle?

Wer die Regeln? ——

So können wir kühnlich alle Philosophen, Misosophen und Morosophen, welche jemals über Natur und Kunst raisonniert haben, auffordern, uns jemand anderm zu nennen, als die Natur — welche durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Namen zur Vollkommenheit bringt.

22.

Die Werke der Natur, in dieser sublunarischen Welt — (denn auf diese schränken wir uns ein, weil unter allen möglichen Welten, diese, mit Erlaubniß unsers Freundes Lavaters, am Ende doch die einzige ist, von der wir mit Hülfe unsrer sieben Sinnen, — das Selbstbewußtseyn und den Sensus communis mit eingerechnet — einige erträgliche Kenntniß haben) — theilen sich von selbst

in organiſierte und nicht organiſierte, und die erſten wieder, in

Solche, welche zwar eine beſtimmte Form, aber kein Leben haben,

Solche, welche zwar leben, aber nicht empfinden,

Solche, welche zwar empfinden, aber nicht denken, und endlich, in

Solche, die zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können, — eine Claſſe, welche ſehr weitläufig iſt, wenn wir dem Plotinus und dem Grafen von Gabalis glauben, von der wir aber gleichwohl, die reine Wahrheit zu geſtehen, keine andre Gattung kennen, (wenigſtens ſo gut kennen, daß wir, ohne lächerlich zu ſeyn, darüber zu philoſophieren wagen dürften) als diejenige, wozu wir ſelbſt zu gehören die Ehre haben, — den Menſchen, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Claſſen unendlich erhoben iſt, dazu beſtimmt ſcheint,

„die vorbeſagte ſublunariſche Welt nach ſeinem beſten Vermögen zu verwalten,“

und für ſeine Bemühung berechtiget iſt,

„ſie

„ſie ſo gut zu benuzen, als er immer weiß und kann.“

23.

Vergleichen wir dieſe verſchiedene Claſſen der natürlichen Dinge unter einander, ſo zeigt ſich, — daß unter allen der Menſch am wenigſten gebohren wird, was er ſeyn kann; daß die Natur für ſeine Erhaltung, dem Anſehen nach, am wenigſten geſorgt hat; daß ſie ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Froſt und Hize und Witterung, unfähig ohne langwierigen fremden Beyſtand ſich ſelbſt fortzubringen, auf die Welt ausſtößt; daß der Inſtinkt, der angebohrne Lehrmeiſter der Thiere, bey ihm allein ſchwach, ungewiß und unzulänglich iſt, — und warum alles das, als „weil ſie ihn durch die Vernunft und die Empfindung des Schönen fähig gemacht hat, dieſen Abgang zu erſezen?“

Der Menſch, ſo wie er der plaſtiſchen Hand der Natur entſchlüpft, iſt beynahe nichts als Fähigkeit. Er muß ſich ſelbſt entwickeln, ſich ſelbſt ausbilden, ſich ſelbſt dieſe lezte Politur geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Menſch muß gewiſſermaſſen ſein eigener zweyter Schöpfer ſeyn; —— oder, vielmehr ——

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Cristall sechseckigt anschießt, in der Pflanze vegetiert, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch-gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüsse baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinct zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint; — Warum sollte es nicht auch die Natur seyn, welche im Menschen, nach bestimmten und gleichförmigen Gesezen diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — dergestalt, daß so bald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; so bald er, aus indiscretem Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbniß die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget.

Und hat nicht die Natur eben so, wie sie uns die Vollendung unsrer Selbst anvertraut hat,

auch

auch über die andern Dinge dieſer Welt uns eine ſolche Gewalt gegeben, daß ein groſſer Theil derſelben als bloſſe Materialien anzuſehen ſind, welche der Menſch nach ſeinem Gefallen umgeſtaltet, aus denen er ſo viele Welten nach verjüngtem Maasſtab, oder Welten nach ſeiner eignen Phantaſie erſchaffen kann, als er will; wohl verſtanden, daß er, und ein jeder unter uns in allen Betrachtungen beſſer thäte, gar nichts zu thun, als nach Regeln und Abſichten zu arbeiten, welche mit denenjenigen nicht zuſammenſtimmen, nach welchen das allgemeine Syſtem der Dinge ſelbſt, — mit oft unterbrochner, aber immer durch die innerliche Güte ſeiner Conſtitution von ſelbſt wiederhergeſtellter Ordnung, von ſeinem groſſen Urheber regiert wird.

Alles dieſes vorausgeſezt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunſt machen, wenn wir ſie uns als den Gebrauch vorſtellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menſchen macht, theils um ihn ſelbſt — das ſchönſte und beſte ihrer Werke — auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zuſammenſezung zu

geben, wodurch ſie am geſchickteſten werden, den Nuzen und das Vergnügen der Menſchen zu befördern." — Die Natur ſelbſt iſt es, welche durch die Kunſt ihr Geſchäfte in uns fortſezt; es wäre dann, daß wir ihr unbeſonnener Weiſe entgegen arbeiten, und indem wir ſie nach willkührlichen oder mißverſtandenen Geſezen corrigieren wollen, aus demjenigen, was nach dem erſten Entwurf der Natur ganz hübſche Figuren hätten werden ſollen, —— oſtadiſche Burlesken, oder Grazien in Calot's Geſchmack herauskünſteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angeblichen Verbeſſerer der menſchlichen Natur geweſen zu ſeyn ſcheint.

24.

Der gewöhnliche Gang der Natur, in dieſer Auswicklung und Verſchönerung des Menſchen, iſt langſam: — und ſie ſcheint ſich darinn mehr nach den Umſtänden, als nach einem einförmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenige ihren Geſchmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die Manchfaltigkeit in der phyſiſchen und ſittlichen

Geſtalt

Gestalt der Erdebewohner eine Unvollkommenheit ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht, in gewisser Betrachtung, einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blühten und Früchte, und von diesen leztern, grüne, halbzeitige und goldfarbe, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnisch, zu fordern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen: — aber gar darüber ungehalten zu seyn, daß die Knospe kein Apfel ist — in der That, meine Herren, man muß sehr wunderlich seyn, um der Natur solche Dinge zuzumuthen.

Was die Kunst, oder mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Witz, Unterricht, Beyspiel, Ueberredung und Zwang, an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können, sind, — entweder Ergänzungen der mangelhaften Seiten, oder Verschönerungen; welche leztern, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von bloßen Zierrathen verschieden sind.

Jene

Jene sezen voraus, „daß der Mensch seine Bedürfnisse fühle" — und stehen mit der Befriedigenheit und Anzahl derselben im Verhältniß: Diese sind die Früchte einer durch die Imagination erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit, und finden nicht eher statt, bis wir durch die Vergleichung mannichfaltiger Schönheiten in der nemlichen Art uns von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Fordern, daß die Liebe des jungen Roxkox und der schönen Rikequezal, so romantisch, wie die Liebe von Theagenes und Charikkea hätte seyn sollen, hieße — ihnen übel nehmen, daß sie das einzige Paar Menschen im ganzen Mexico waren; und es wäre gleich weise, wenn man die arme Rikequezal verdenken wollte, daß sie nicht so gesittet und zärtlich und delicat, wie die idealische Peruvianerinn der Madame Graffigny war, als sie maussade zu finden, weil sie nicht wenigstens a la Rhinoceros aufgesezt gewesen.

Beyträge

zur

geheimen Geſchichte

des

menſchlichen Verſtandes und Herzens.

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

I.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können, „daß äuſſerliche Formen der Tugend nicht die Tugend ſelbſt ſind; daß gewiſſe lächerliche Gebräuche, womit bey gewiſſen Völkern — z. Ex. bey den Hottentotten und Kamtſchadalen — gewiſſe ehrwürdige Handlungen begleitet werden, dieſen Handlungen nicht einen Atom von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unpartheyiſch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, troz ihrer Nacktheit, wenigſtens ſo züchtig ſeyn kann, als die ehrſame Dame Quintagnone, Oberhofmeiſterinn der Königinn Genievre, in ihrem groſſen Kragen, und in ihrer wohlausgeſteiften, ſehr decenten und ſehr barockiſchen Vertügade, — für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen.

Einer

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spizfündigen Forschern eine Mühe zu ersparen, und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs **Psammuthis des dritten**, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land in dem innern Afrika, wo er eine Nation von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Unglücklicher Weise für dies gute Völkchen, war dieser Reisende — den wir, in Ermanglung seines rechten Namens, **Abulfaouaris** nennen können — kein **Gymnosophiste**. Indessen hatte er doch Augen, und, was einem jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestund, in dem Berichte, den er dem Könige **Psammuthis** nach seiner Zurückkunft, von dieser Reise erstattete, —— „daß die Aegypter, ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und —— Unwissenheit meynte) sich rühmen könnten, Religion, Policey

und

und Sitten zu haben, — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter — als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bey uns die strengsten Strafgeseze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern, von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Aeltern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn da dieses das Alter ist, worinn alle junge Leute, in so fern keine physische Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind sich zu verehlichen: So sieht man gerne, daß die Candidaten beyderley Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bey diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird. Die Ehe, fährt er fort, ist in ihren Augen etwas so ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung

ungetreu ſeyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche ſich dieſes Vergehens ſchuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten, und von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden. Allein man hat, von Menſchengedenken her, kein Beyſpiel, daß ſich dieſer Fall zugetragen hätte." — —

Armes ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Iſis heimgeſucht zu werden!

2.

Ich konnte, fährt der Prieſter Abulfaouaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen anſehen, daß ein von Natur ſo harmloſes und gutartiges Volk in einem ſo ungeſitteten und thieriſchen Zuſtande leben ſollte, als dieſe Nacktheit war, welche ich — zumal an wohlgebildeten jungen Perſonen, ohne groſſes Aergerniß, nicht anſehen konnte; — und ihr Zuſtand ſchien mir deſto beklagenswerther, je weniger ſie die Gefahr deſſelben zu kennen ſchienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, ſchien ihnen nicht die mindeſte Emotion zu machen, und man bemerkte in ihrem

rem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesezen der Ehrbarkeit im geringsten entfernt hätte. —"

„Zu allem Glücke hatte ich etliche Stücke Leinwand von verschiedenen Farben bey mir. Ich stund keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese arme verblendeten Geschöpfe einflöseten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beschenkte Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinwand reichte."

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortrefliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ew. Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Creaturen die Stückchen Leinwand annahmen, die ich ihnen gab ihre Blöse zu decken. Ich bedaurte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so gepuzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus: Sie kamen von allen Enden, und boten mir

meine Leinwand mehr Goldstaub und Elephantenzähne an, als zehen Camele hätten fortschleppen können — denn sie hatten von mir gehört, daß ein grosser Werth in diesen Dingen läge — aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können; andere zankten sich mit einander darum; die Mäter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit Mühe verhindern, daß es nicht zu grossen Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen, bracht' ich es, Dank sey der grossen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts dringenders zu thun, als sich von gewissen breiten, wollichten Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut. — —"

3.

Der König Pſammuthis hörte der Erzählung des Prieſters lächelnd zu.

Aber der Oberaufſehr der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte, und dieſe Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden war, ſtrich ſeinen Knebelbart, und ſprach: — „Gott erhalte den König Pſammuthis! — Der ſehr verehrliche Prieſter der Iſis hat, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, einen vortreflichen Einfall gehabt. Wir müſſen eilen, eh uns die Phönizier oder die von Chartago zuvorkommen, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu benuzen. — Iſt dieſe Nation zahlreich? fragte er den Prieſter; —

„Sehr zahlreich, antwortete dieſer; das Land wimmelt von Einwohnern; denn es iſt ſehr fruchtbar, und die Leute ſind friedſam, und ſind durch groſſe Gebürge und Wüſten von andern Völkern abgeſondert. —“

Deſto beſſer, ſagte der Oberaufſeher der Finanzen. Es ſind gute Leute; ſie haben Goldſtaub und Elephantenzähne; das iſt eine vortrefliche Gelegenheit unſere Leinwand, unſre Mouſſelinen, un-

ſre Bänder und zwanzig ſolche Dinge mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Caſſen Eurer Majeſtät füllen, und ihre Unterthanen bereichern wird; die Gelegenheiten ſind ſelten, wo man mit beyden Händen nehmen kann. Beym Anubis! der Prieſter hat einen göttlichen Einfall gehabt! —

Ich geſtehe Ew. Majeſtät, verſezte Albulfaouaris, daß ich keine ſo ökonomiſche Abſichten hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der groſſen Göttinn, deren Schleyer noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, *) zu vollbringen; welche, da ſie die Aegypter zuerſt lehrte, den Flachs zuzubereiten, und mit dem Gewebe davon ſich zu bekleiden, ſich beleidiget findet, Menſchen zu ſehen, die durch ihre Blöſſe das edle Geſchenke der Göttinn zu verachten und unnüze machen zu wollen ſcheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, dieſe meine geringe, doch wohlgemeynte That, auch noch einen politiſchen Nuzen, ſo möge dieſes Beyſpiel Ew. Majeſtät zu einem neuen Beweiſe dienen, daß wir unſern eignen Vortheil nicht gewiſſer

*) Plutarchus Tractat von Iſis und Oſiris.

ſer befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm iſt.

Wohl geſprochen! — ſagte der König Pſammuthis.

4.

Von ohngefähr war ein griechiſcher Philoſoph — welchen der König (wenn ſeine Majeſtät lange Weile hatte) gern um ſich leiden mochte — bey der Erzählung des Prieſters gegenwärtig.

Groſſer König, (ſagte der Grieche) was der hocherleuchtete Oberaufſeher der Finanzen ſagt, iſt ſo gut geſagt, daß es der groſſe Apis ſelbſt (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm ſchuldig bin," geſprochen!) nicht beſſer hätte ſagen können.

Aber, ob der ſehr verehrliche Prieſter — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihe! — dieſem nackten Volke, wovon die Rede iſt, nicht mit ſeiner bunten Leinwand ein Geſchenke gemacht habe, deſſen ſie beſſer hätten entbehren mögen, iſt eine andere Frage.

Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande ſehr gelinde ſeyn, denn ſonſt würden ſie wohl Mittel gefunden haben, ſich zu decken, ohne auf

den Zufall zu warten, der den Abulfaouaris und seine Leinwand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, — daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat: Aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

Diesemnach sehe ich nicht, was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meynt.

Ihre Nacktheit hatte, wie er selbst gesteht, wenigstens für sie, nichts unsittliches, und mir scheint nichts natürlichers als dies. Unsre griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände, und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Aegypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H***** sehen zu lassen. — Diesen Wilden, deren Blöse dem sehr verehrlichen Priester so anstössig war, sind vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollständigen Figur ihnen nicht mehr Emotion giebt, als dem Griechen der

Anblick

Anblick eines alltäglichen Gesichtes: und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen alles an.

„Abulfaouaris hat also (wenn es erlaubt ist, nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient; — Aber, daß dieser Liebesdienst wider die Absicht des sehr verehrlichen Priesters, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine blosse Besorgniß zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Sr. Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfaouaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und Mäntchen austheilte, Eitelkeit, Begierde sich auszupuzen, Eifersucht, Mißgunst

und Zwietracht zwiſchen ältern und jüngern Schweſtern, Töchtern und Müttern ausgeſäet hat? — "

Ich will glauben, daß es ihm ſelbſt, in gewiſſer Betrachtung, bequemer geweſen ſeyn mag, dieſe Töchter der kunſtloſen Natur in Röcken und Mäntelchen vor ſich zu ſehen; aber — —

Diagoras iſt ein Freydenker, wie ich höre, fiel der Prieſter mit einem gezwungenen Lächeln und einem ſanften Kopfwiegen ein, welches beydes dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung ſchien.

— Er hätte dies bedenken ſollen, eh er zu reden anfieng. —

Aber wie ſollte ein Grieche, und ein Philoſoph zu ſchweigen wiſſen, wenn er eine ſo ſchöne Gelegenheit zum reden vor ſich ſieht?

5.

Abulfaouaris hat uns keinen geringen Dienſt gethan, ſagte der König Pſammuthis; — ich weiß nicht, wiewohl ſich die Unſchuld ſeiner Wilden dabey befinden wird, — aber die Aegyptiſchen Manufacturen werden ſich ſehr wohl dabey befinden, und wir haben Goldſtaub vonnöthen.

Mit

Mit dieſen Worten winkt der König dem Prieſter und Oberaufſeher der Finanzen in ſein Cabinet, und ließ den Philoſophen ſtehen.

Der Philoſoph verſtund den Wink. Er gieng gerades Wegs nach dem Haven; und da er ein griechiſches Schiff dieſen Augenblick ſegelfertig fand, ſtieg er ein, und fuhr mit gutem Nachwind nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Prieſters Abulfaouaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu ſtehen.

Ihre Unſchuld war das erſte, was darüber verlohren gieng.

Sie hätten bisher nicht daran gedacht, das etwas unedles oder unziemliches darinn ſeyn könne, ſich ſelbſt gleich zu ſehen, und ſich andern in ſeiner eigenen Geſtalt zu zeigen. — Ihre Schönen (wofern die Unſrigen anders erlauben wollen für möglich zu halten, daß es untern Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unſchuldigern Grund, warum ſie alles ſehen lieſſen, — als die Perſerinnen haben, alles zu verbergen; oder die

Euro-

Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas ähnliches, das sie der Kunst zu danken haben, — mit Spinnenweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bey ihnen noch einen andern sittlichen Nuzen, welchen **Abulfaouaris** nothwendig hätte beobachten müssen, wenn das Vorurtheil beobachten könnte. — Die Gewohnheit machte nehmlich beyde Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Instinct wurde bey ihnen schlafen gelegt, anstatt — daß er bey policiertern Menschen immer rege gemacht wird.

Die Liebe war bey ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; und ohne Liebe sagte die Natur einem Manne nicht mehr für ein Weib als für seines gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters **Abulfaouaris** veränderten sich ihre Sitten über diesen Artikel zusehends; und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memphis Anstalten getroffen hatte, diese Negern, für ihr Gold und Elfenbein, mit allen Arten Aegyptischer Manufacturen

zu verſehen; ſo verfeinerte ſich in weniger Zeit ihre Lebensart ſo ſehr, daß Abulfaouaris ſelbſt bey ſeiner Wiederkunft Mühe hatte ſie zu erkennen. Die ſchwarzen Damen eiferten in die Wette, welche ſich am artigſten und glänzendſten herauspuzen könne. Die neuen Reizungen, welche ſie aus den Aegyptiſchen Fabriken entlehnten, gaben izt denen, womit die Natur ſie verſehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In kürzem wurde die Sucht ſich zu kleiden ſo weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieſer ſeltſamen Verkleidung verborgen ſeyn könne. Dieſes erweckte die Neugier, und ſezte die Imagination ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenſtand der Liebe ein Object des Vorwizes. Mancher bildete ſich ein, bey einer andern Reizungen zu finden, die er bey der ſeinigen nicht fand, — oder nicht achtete. Tauſend kleine Kunſtgriffe, deren ſich die Damen bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen, oder ihre Mängel unſichtbar zu machen, hintergiengen das Auge oder die Einbildung, und gaben zu tauſend kleinen Irrungen

rungen Anlaß, welche — desto gröſſere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß ſchlich ſich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleyer der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterſchied zwiſchen Keuſchheit und Sittſamkeit kennen, von dem ſie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer, auf ihrer Seite fiengen an, ſich ein Geſchäfte daraus zu machen, ihrer Unſchuld nachzuſtellen; und die Schönen, wiewohl ſie eine Art von Vertheidigungskunſt unter ſich einführten, welche wenigſtens dazu dienen konnte, den angreiffenden Theil im Athem zu erhalten, ſahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage ſo gewiß entgegen, daß es unmöglich war, ſich durch ihre Gegenwehr abſchrecken zu laſſen; — — Kurz, „der weiſe Abulfaouaris hatte zwar das Vergnügen ſeine Reforme bey dieſem Volke durchgängig eingeführt zu ſehen; er befand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig ſeyn werde, nunmehr auch die Strafgeſeze der Aegypter gegen gewiſſe Laſter, mit deren Benennungen wir dieſes Blatt nicht beſudeln wollen, unter ihnen einzuführen; und was das ſon-

der-

derbarste scheinen möchte, war die süsse Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu stande gekommen war, sich zu Memphis einen zweyten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter dieser Wilden nennen ließ; voller innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichniß erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten inoculiert hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon heilen zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in launischen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sey, und daß er bey Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln, „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Negern so zu lassen, wie er sie gefunden." Doch habe er sich in diesem Falle allemal mit einer Distinction beruhiget. — (Im Vorbeygehen, ein neues Beyspiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Distinction ist, die Natur und die Empfindung, in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum schweigen zu bringen) — „Wenn ihre Unschuld nur

von

von ihrer Nacktheit abhieng, (habe er gesagt) so hatte sie nichts verdienstliches; so war es blosser Mechanismus: so verdiente es den Namen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines Frigidi & maleficiati: — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt was Tugend ist; und zweytens hab' ich ihnen Gelegenheit verschaft, sie auszuüben."

7.

Ob der Priester Abulfaouaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrund vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Advocat der Unschuld der armen Negern zu machen berechtiget war, — ist eine Frage, welche der besagte Advocat, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefehr also auflösen würde: —

„Die Frage, ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen, — oder ist es diesem Volke besser mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne? — Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerley

zu

zu seyn: Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen; damit man den Werth der Gesundheit desto besser schäzen lerne? Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen — Tugend, die Gesundheit des moralischen Menschen; und Glückseligkeit, die gemeinschaftliche Frucht von beyden. Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lange, als er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig, und hätten es, ohne sein Geschenke, vielleicht noch lange bleiben mögen. — Vielleicht auch nicht? — Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden eine Arzney für die Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hofnung, daß sie ihre Würkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey wie ihm wolle, **Abulfaouaris** hatte zu Memphis den Ruhm eines sehr weisen

Mamues, und der König Pſammuthis erkannte ſich ihm ſehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beygebracht, welche den Aegyptiſchen Manufacturen ſo vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünſchten ſein Andenken, weil ſie glaubten, daß ſeine Moral den Sitten und der Glückſeligkeit ihres Volkes verderblich geweſen ſey.

Sollten nicht beyde Theile Recht gehabt haben? Pſammuthis beurtheilte die Güte dieſer Moral nach dem Nuzen, welchen ſein Volk von ihr zog; die Negern beurtheilten ſie nach dem Schaden, den ſie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beyde Theile anders denken? ——

Ja wohl! Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfaouaris, — der einen ganz andern Maasſtab des guten und böſen hatte, und den Nuzen oder Schaden ſeiner Moral für bloſſe Zufälligkeiten anſah, welche von dem erhabenen Standorte, auf den er ſich in ſeiner Einbildung ſtellte, betrachtet, ſo klein und unbedeutend wurden, daß ein

Mann,

Mann, wie er, ſich nicht die Mühe nahm, Reflexion darauf zu machen. —

Und Abulfaouaris hatte auch Recht? — Warum nicht? Er dachte wie ein Prieſter, Pſammuthis wie ein König, und die alten Negern, wie ein alter Neger denken ſoll.

Seine Abſicht war gut, ſagten ſeine Freunde. —

Kann die gute Abſicht eine unweiſe Handlung rechtfertigen? fragten ſeine Tadler. —

Wir haben keine Luſt, ihren Streit zu entſcheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn nicht, weil er Recht hatte, ſondern — weil ſie ſeine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er Unrecht hatte, ſondern — weil ſie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwiſchen ihnen anmaſſen? —

Oder, geſezt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde; welcher Parthey ſollten wir den Sieg zuſprechen? —

Macht die Absicht eine Handlung gut? — Gütiger Himmel! Welche Uebelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil? — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann wissend oder unwissend über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daß ich mich hier in der nemlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schah-Baham bey einem Problem von einer andern Art gerieth, und daß ich mir eben so wenig zu helfen weiß; — Jamais question plus difficile à decider ne s'étoit offerte à mon esprit, & je la laisse à resoudre à qui pourra.

9.

Abulfaouaris also, — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war, und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien; auch, wie wir sehen, gute Absichten hatte; — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie es die Aegyptier nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen." —

— Ein

— Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis, wird man sagen — Genug; er hatte ihn.

Ich wiedme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memphis, Sais, On, Bubastos, Theben, u. s. w. und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttinn zu Memphis aufbehalten, und vor profanen Augen sorgfältig verwahret werden. Meine Absicht ist, daß meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden, und auf diese Weise das Uebel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel als möglich ist, vergüten sollen.

Wir gestehen, daß diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflößt hat, deren Größe mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bey Personen seines Ordens in zusammengesetztem Verhältniß steht.

Und eben diese Hochachtung, — mit dem billigen Anstand, den wir nehmen, Bekenntnisse — welche gewissermässen das Ansehen eines Testamen-

tes haben, — gegen seine ausdrückliche Verordnung, der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusezen; — und mit der Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen aller derjenigen gemeynt habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis initiirt worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können: — scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worinn sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers —— wo sie auch liegen mag —— ungestört ruhen zu lassen. ——

10.

DE MORTUIS NON NISI BENE! —

Eines von den ehrlichen wohlgemeynten Sprüchelchen, welche durch den täglichen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, das meiste von ihrem Geist — wofern sie anders jemals einen hatten — schon längst ausgedünstet haben! Die Wahrheit zu sagen, es ist, in dem Stande, worinn es sich dermalen befindet, ein ungeschmacktes, schiefes, unbrauchbares, nonsensicalisches Sprüchwort, —— durch welches,

ches, wenn die Geſchichtſchreiber und Philoſophen die mindeſte Achtung dafür haben wollten, die Welt aller der Vortheile beraubt würde, welche ſie von dem Beyſpiele oder von den Fehlern und Verirrungen ihrer vom Schauplaze abgetretenen Mitglieder ziehen kann, — worinn doch, nur gar zu oft, der ganze Nuzen beſteht, der ſie wegen des ehemaligen Daſeyn derſelben ſchadlos halten ſoll.

Dieſe Reflexion, wir geſtehen es, überwiegt bey uns alle Bedenklichkeiten. Wir ſind überzeugt, daß die Mittheilung dieſer Bekenntniſſe Nuzen ſchaffen kann; und die alten Großmütter (wie ſie Juvenalis nennt) haben nicht ſo viel Gewalt über unſre Zirbeldrüſe, daß wir die pios manes des ehrlichen Prieſters Abulfaouaris dadurch in ihrer Ruhe — welche wir ihnen herzlich gönnen und wünſchen — zu ſtören glauben ſollten. Wir theilen alſo dem geneigten Leſer ohne längere Vorrede mit ——

Die Bekenntniſſe des Abulfaouaris,

geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten,

auf fünf Palmblättern. *)

Erſtes Palmblatt.

„Durch die Geburt, als der Sohn eines Prieſters, zum Stande meiner Voreltern beſtimmt, wurde ich, in den Vorhöfen des groſſen Tempels zu Memphis, in dieſer ſtrengen Regelmäſſigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorſicht unſrer Alten, erfodert wird, einen zukünftigen Prieſter zu bilden.

Zugleich mit den groſſen Grundmaximen unſrer Hierarchie lernte ich die Kunſt, meine Leidenſchaften zu verbergen; — die Kunſt, meine Blicke, Geſichtszüge und Gebehrden nach dem Modell einer unbeweglichen Gravität abzuzirkeln: — die Kunſt, wenn

*) gezogen aus des Evemerus Beſchreibung ſeiner Reiſe in die Inſel Panchäa p. m. 165 — 194.

wenn ich zornig war, zu lächeln, und wenn andre lachten, gleichgültig, oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feyerlich auszusehen; — die Kunst, allen meinen Reden einen religiosen Schwung, allen meinen Handlungen religiose Beweggründe zu geben, und alles, was ich gutes that, der Inspiration des Osiris, oder der Isis, oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. — Kurz, alle diese Künste, die ich nicht nöthig habe, euch, meine sehr werthen Mitbrüder, herzuzählen, und welche zur Erhaltung unsers gerechten Ansehens so nothwendig sind, wurden mir durch die Erziehung so habituell, daß sie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen, und mir eben so mechanisch wurden, als ob ich sie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Ausser diesem wißt ihr, meine Brüder, daß unsre ganze Erziehung darauf eingerichtet ist, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unsers Standes, einen immer brennenden, wiewohl äusserlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unsrer Verfassung, und eine pünctliche Anhänglichkeit an die Ceremo-

nien, das Ritual und den ganzen Exoterischen Theil unsers religiosen Systems, einzuflößen.

Man bekümmert sich nicht darum, uns zu überzeugen, daß Isis und Osiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Typhon wirklich Götter sind; aber man gewöhnt uns an, ihnen, oder vielmehr ihren Bildern, und allem, was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen, als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderinn unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis initiirt worden sind, würden bey den meisten von uns eine sehr nachtheilige Würkung haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äusserste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freymüthig, daß ich die Nothwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es

mir,

mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beynahe unmöglich gewesen seyn, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memphis auferlegte, so zu spielen, daß nicht dann und wann ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daß sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesezt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, welche sich zuweilen in mir empörte, und besonders bey solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, daß alle diese Götter, in deren Anbetung du das Aegyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger als Menschen gewesen sind, wie du; Menschen, die von Brodt und Rindfleisch lebten, und nachdem sie gestorben waren, von Würmern gefressen wurden; denn die Kunst, die Todten durch Einbalsamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten

noch

noch nicht erfunden. Die Aufſchlüſſe ſind unwiderſprechlich, welche du durch die Initiation von dieſer Wahrheit bekommen haſt, von der dich ſchon die bloſe Vernunft hätte überzeugen ſollen.

Wer weiß beſſer als du, daß dieſer Apis, deſſen Tod das ganze Aegypten in die tiefſte Trauer ſezt, ungeachtet ſeines weiſſen Vierecks auf der Stirne, eben ſo ſehr ein Stier iſt als irgend ein andrer Stier; und daß es lächerlich iſt, einer Kaze wie einer Göttinn zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel ſich demüthig im Staube zu wälzen? —— Du geſteheſt dir ſelbſt, daß alle dieſe Dinge ihre vermeynte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um dieſem Pöbel beſſere Begriffe beyzubringen, du unterhältſt ihn in ſeinem dummen Aberglauben? O Abulfaouaris, Sohn des Menophis, ich beſorge, du biſt ein Betrüger!

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es — vielleicht zu meiner Schande, —— beunruhigten mich in den erſten Jahren meines Prieſterſtandes ſo oft, daß ich Mühe hatte, zu verhindern, daß ſie bey

gewiſſen

gewissen Veranlassungen, nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, eben diese Gedanken für Dünste und Würkungen der Milzsucht zu halten.

Wenn es jemals möglich seyn wird, antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten, daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne; so ist doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geschehen wird; oder wenn das Aegyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unläugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind. Die Religion der Aegypter, so anstößig und widersinnisch sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist. Die Aegypter glauben eine Particular-Vorsehung, und eine Bestrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Diese beyden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; von ihnen empfangen

die

die Geſeze ihr Anſehen und ihre Furchtbarkeit. Selbſt der Aberglaube des Aegyptiſchen Volkes dient dazu, die Würkung dieſer groſſen Wahrheiten zu befördern. Wo ſie ſich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbolen des unſichtbaren Weſens in die Augen, vor deſſen Gegenwart und Aufſicht über ihre Handlungen ſie zittern ſollen. Je gröſſer die Ehrfurcht iſt, welche ſie für dieſe ſichtbaren Bilder der Gottheit fühlen, deſto kräftiger würkt auf dieſe rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche ſie ſich auf eine andere Art vorzuſtellen unfähig ſind; deſto heilſamer für die Geſellſchaft wird die Furcht unter den Augen ſo vieler Gottheiten Böſes zu begehen. Dem Volke reinere Begriffe zu geben, iſt, wenigſtens in den gegenwärtigen Umſtänden, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommenſten Gewißheit überzeugt zu ſeyn, daß es ohne ſie nicht ſchlimmer werden wird, als es mit ihnen iſt, — welcher Gefahr würde durch eine ſo gewagte Verbeſſerung das ganze Syſtem der Staatsverfaſſung ausgeſezt? Wenn es alſo Betrug iſt, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren

Glanz

Glanz er nicht ertragen konnte, so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Namen zu verdienen. Nein, Abulfaouaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines grossen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst anvertrauet sind; — des Ordens, welchem die Aegypter alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste schuldig sind; — dem sie es zu danken haben, daß die Königliche Gewalt, — welche zu Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig, und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdaurendes und würksames Ganzes wird; — aber, gleich der Seele, so leicht und so gerne ihre Gewalt mißbraucht, - daß sie in Schranken eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freyheit vor willkührlichen Anmassungen sicher sind. In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfaouaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!

Zwey-

Zweytes Palmblatt.

Ich beſorge ſehr, meine Brüder, dieſe Gegenvorſtellungen, welche ich meinem Gewiſſen, oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, ſind nicht gründlich genug, daß ſie mich ſo vollkommen hätten beruhigen ſollen, als ſie es thaten, nachdem mich — die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewiſſer Pflichten meines Dienſtes, und gegen die Vorwürfe des beſagten wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre — aber ſeitdem ich die ſchwarze Pforte der Geiſterwelt für mich aufgethan ſehe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmals. Zum Exempel, die Diſtinction zwiſchen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und brilliantierten Seelen, deren wir andern uns berühmen, ſcheint mir bey weitem nicht mehr ſo wichtig zu ſeyn; und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armſeligſte Taglöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nemlichen Art empfange wie der König, oder der verehrliche Vorſteher unſers heiligen Ordens, der Oberprieſter des Oſiris ſelbſt. Warum

ſollte

ſollte es unmöglich ſeyn, der Seele dieſes Aegyptiners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Storchen, und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel ſey; — daß der Stier allerdings für ein ſymboliſches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis nützlich ſey, weil er unſre Schlangen ißt, und daß ihm unſre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Cliſtiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Specificum ſey, verdickte Säfte zu zertheilen; aber daß ſchlechterdings kein Grund vorhanden ſey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre bezeugen ſollten? — Ich geſtehe, daß es mir ſchwer fällt, ſo ſchlecht von einem Geſchöpfe zu denken, das einem Menſchen gleich ſieht, als ich von ihm denken müßte, wenn ich es für unfähig halten ſollte, ſo ſimple Wahrheiten begreifen zu lernen; — und daß ich, meines Orts, viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmſten unter allen Dummköpfen dieſer Unterwelt nicht unendlich mal begreiflicher ſeyn ſollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott ſey. — Allerdings iſt die Macht des

Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menschen Besiz genommen hat, entsezlich. Aber ich sage auch nicht, daß man sie auf einmal klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muß man ohne Zweifel die nemliche Vorsicht gebrauchen, wie bey Leuten, denen man den Staar gestochen hat. Genug, daß sich in zwanzig bis dreyßig Jahren eine erstaunliche Revolution in den Köpfen des Volkes bewürken ließe, wenn wir uns entschlieſſen könnten, ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen, und darum nach einem gemeinschaftlichen regelmäſſigen Plan zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Besorgniß, „die grosen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch mitiert werden,“ davon abschrecken zu lassen: Wahrheit und Wahrheit sind zu homogene Dinge, als daß sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemals aufhören wird, ein Wunsch zu bleiben. — Ihr werdet, das bin ich gewiß, alle, einer nach dem andern, so denken wie ich; aber ach! wie

wie Abulfacuaris, werdet ihr erſt alsdann ſo denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch dieſen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Buſen aufſchlieſſen werde, um euch Geheimniſſe darinn ſehen zu laſſen, die vor jedem andern, als einem allſehenden Auge, verborgen geblieben ſind.

Hermes, der groſſe Stifter unſers Ordens, und der Geſezgeber unſrer Nation hinterließ uns eine ſehr einfache Religion; wie ein Volk ſie nöthig hatte, welches eben erſt durch ihn geſammelt worden war, und die erſte Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte; und ſo gut, als ein ſolches Volk ſie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenſte Sorge ſcheint geweſen zu ſeyn, die künftigen Prieſter, als die Depoſitarien ſeiner Geſeze, auf den richtigen Standpunct zu ſtellen, aus welchem ſie das erhabene Amt, welches er ihnen in ſeiner Republik anvertraute, zu überſehen hätten. Er verfaßte ſeine geheime Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wo-

zu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darinn, daß seine Religion aus einem politischen Gesichtspuncte betrachtet werden müsse, und daß seine Absicht dabey keine andere gewesen, als seine neugestiftete Republik fester zusammen zu ziehen, und durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu, alles was er an den Aegyptern habe thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müsse; welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdem seyen alle Gesetze, ihrer Natur nach, der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns deswegen — doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind, als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Ideen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — ich komme zur Sache!

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr simpel.

Die Aufnahme der Heroen unserer Nation unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung; und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beynahe ins Unendliche zu vermehren. Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk, und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit disponirt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kömmt, fühlt beym Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller andern Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt, zu glauben, daß es ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sey. — Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicher Weise mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen, zumal wenn sie überhaupt zur Melancholie geneigt sind, und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Fehler

der Natur zu verbeſſern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie ſollte ein Volk nicht ſchwermüthig ſeyn, welchem wir aus einem Raffinement von religioſer Politik alle Muſik unterſagt haben; — welches ſo gar bey ſeinen Gaſtmählern und geſelligen Ergözungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um ſich zur Freude aufzumuntern; — und bey welchem die Könige ſelbſt den gröſten Theil ihres Lebens damit zubringen, ſich ihr Grabmal zu bauen? Ein ſolches Volk iſt dazu gemacht, in einer Religion, welche der Düſterkeit ſeiner Gemüthsart analogiſch iſt, zu gleicher Zeit eine Nahrung ſeines Trübſinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaas deſſelben zu ſuchen. Der ausſchweifendeſte Aberglaube ſcheint ein Bedürfniß der Aegypter zu ſeyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jeder Ort, jede Zeit, jede Handlung, jeder Menſch hat ſeine eigene. Die alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen; die natürlichſten Uebel zu beſondern Strafgerichten gemacht. Ein nichts bedeutender Zufall, ein alberner Traum iſt genug die Ruhe ſolcher Unglücklichen

zu

zu ſitzen. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was ſie thun ſollen; und die andere, ihnen abzubitten, was ſie gethan haben.

Wie kann es anders ſeyn, als daß ein ſolches Volk mehr Prieſter haben mußte als irgend ein anders in der Welt? Es mußte ihrer ſchon eine unmäſſige Anzahl haben, um nur jedem Gotte ſeinen Prieſter zu geben. Der urſprüngliche prieſterliche Stamm reichte nicht zu, die Aegyptiſche Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entſtund daher eine Art von Mittelorden zwiſchen den Prieſtern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andre Prätenſion machten, als den Prieſtern in ihren Verrichtungen beyzuſtehen, und den Aegyptern zu ihren Privatandachten behülflich zu ſeyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorherſah, was ſo leicht vorher zu ſehen war. Aber unvermerkt mußten ſie ſo viel Anſehen bey dem Volke zu erſchleichen, daß es unmöglich geweſen wäre, ſie wieder loß zu werden, als man zu merken anfieng, wie nachtheilig ihr Daſeyn, ihre Vermehrung, und ihre Bemühungen der alten Ver-

fassung wurden. Die Liebe zum Müssiggang, und die Bequemlichkeit sich auf Andrer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmte das Land mit diesen Mitteldingen, deren eifrigste und unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Fliege ihren Raub, mit ihrem Hirngespinste zu umwickeln, und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben, oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Grossen den Zugang zu öffnen; oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten, Kazenlöcher, — wenn sie nur hinein kommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in kurzem ihr Uebermuth? Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten: glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unsers Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Uebel in der Wurzel anzugreifen. —

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die grosse Isis mögte ihnen gnädig seyn! — Aber, in diesem Leben, werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Die nemliche Politik, meine Brüder, welche euch zurückhält, dem Aberglauben, und diesen vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt mich auch zurück. Ich glaubte, daran weislich zu thun, aber seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifl' ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen, wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze, und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat?

Welche Verachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese grose Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache, nach ihrer Wichtigkeit, in Ueberlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die lezten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, dasjenige, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntniß, welches ich im Begriff bin abzulegen; — Möchte dies, grosse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gerichte angesehen werden, vor dem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königinn der Götter? — Ihr begreiffet nicht, was dieser **Abulfaouaris**, dessen untadeliches Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde; dieser **Abulfaouaris**, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdiensts und unsrer Herrschaft über eine

africanische Nation, welche unserm grosen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das Aegyptische Reich erworben, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte? —

Ach! meine Brüder, — wenn ich anders noch würdig bin, euch zu nennen — eben dieß, was mir von der Welt, von unserm Hofe, von unserm geheiligten Orden selbst, so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog — eben dieß, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, — wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, wenn das inwendige Gefühl, daß diese Strafe das wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte! —

Höret dann meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beyspiel den besten unter euch erzittern, und einen jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen, wie Feinde, zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauren. Ein weises Mißtrauen in uns selbst

ist

ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich, in der Sicherheit einer vierzigjährigen Tugend, diesen goldnen Spruch aus den Augen verliehren?

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern dasjenige nicht wiederhohlen, was aller Welt bekannt worden ist. Die geheimen Umstände dieser Haupt-Epoche meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht giebt; und nur von diesen wird hier die Rede seyn.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daß diese Negern zu der Zeit da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freyes, unschuldiges, und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daß sie gegenwärtig auf Aegyptische Weise poliziert, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt, und der willkührlichen Gewalt unsrer Könige, oder vielmehr der Raubsucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen, und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonnen sind.

Und wenn nun der Geiz, die Ambition, und die Ueppigkeit des Prieſters Abulfaouaris die wahren Urſachen dieſer für die armen Negern ſo unglücklichen Veränderung geweſen wären, — würde er nicht Urſache haben, das vermeynte Verdienſt, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Geſezgebers dieſer Nation erworben, für die ſchwärzeſte That ſeines Lebens zu halten?

Und ſo, meine Freunde, verhält ſich die Sache.

Der Umſtand, welcher mich in den Stand ſezte, der Bibſe der ehrlichen Negern zu Hülfe zu kommen, war nicht ſo ſehr zufällig, als ich es dem König vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bey dieſen Wilden zu hohlen wären; und, ohne den Profit ſo genau auszurechnen wie der Oberaufſeher der Finanzen, wußte ich doch ſehr wohl, daß ich bey der Vertauſchung meiner Leinwand gegen ihren Goldſtaub nichts verlieren würde.

Ich geſtehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan dieſe Nation zu polizieren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutſeligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit, und eine gewiſſe

Ductili-

Ductilität, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welches dieses Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweisen sollen, daß es unsrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir die erste Idee gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Diese Idee arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihr machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Policey, — für elend zu halten; — das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeugten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für ein Aequivalent meiner gemahlten Leinwand zu halten schien; — die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch die Mittheilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dies würkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenke zu machen,

chen, abſchrecken konnte; — ihre Unſchuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande; die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen, mit unſern Bedürfniſſen, unſre Leidenſchaften, und mit beyden unſre Laſter mitzutheilen; endlich, die nur allzugerechte Beſorgniß, wie unglücklich ſie durch den Mißbrauch der Gewalt, welcher die Aegypter unter dem Schein der Freundſchaft ſich über ſie anmaſſen würden, werden könnten. — Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrack vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs, und — ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an dieſem Volke, verdienen konnte, — ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft, welche gewohnt iſt den Sieg davon zu tragen, ſo ſchwer er ihr auch gemacht wird, den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfaouaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe, oder richtiger zu reden,

den, die Leidenſchaft war, welcher man mit dieſem ſchönen Namen das Auffallende benehmen will, das ſie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man ſie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die prieſterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Saamen dieſer vermeintlichen Schwachheit, — welche in der That der Tugend günſtiger iſt, als man gemeiniglich glaubt, — in meinem Herzen erſtickt. Aber den Hang zur ſinnlichen Liebe konnte dieſe Erziehung nicht erſticken; und ſo gut ich — Dank ſey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieſes unheilige Feuer zu verbergen wußte, ſo brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir, über dieſen Punkt, noch keinen ſonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen ſollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend ſcheitern würde, als unter dieſen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich geſagt habe,

zu

zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bey einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verlohren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Figuren; — denn das waren die meisten — ihrer Farbe mugestaltes auf meine Sinnen machten, setzte meine Einbildungskraft in die Disposition, worinn sie seyn muß, um von einem besondern Gegenstand lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Disposition erblickte ich die schöne Mazulipa, — die Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Ansehen unter diesen Schwarzen hatte; — und der erste Anblick würkte so gut, daß ich in weniger als vier und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die Syrische Göttinn beschlossen hätte, mich zu einem Beyspiel der furchtbarsten Würkungen ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch kein Gemälde von dieser unschuldigen Verführerinn machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Imagination in Gefahr zu setzen. — Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit, — stellt mir noch in diesem Augenblick

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese grose Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache, nach ihrer Wichtigkeit, in Ueberlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die lezten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, dasjenige, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntniß, welches ich im Begriff bin abzulegen; — Möchte dies, grosse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gerichte angesehen werden, vor dem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königinn der Götter? — Ihr begreiffet nicht, was dieser Abulfaouaris, dessen untadeliches Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde; dieser Abulfaouaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdiensts und unster Herrschaft über eine

unsre Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniß, — das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens? — „

Die Mysterien — diese Idee frappierte meine Einbildung. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß die Idee dieser Geheimnisse, — an welche keine Seele, welche des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zum schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat? — Aber denket nicht, daß ich, so elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder — ich verwarf die scheußliche Eingebung des unrei-

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese grose Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache, nach ihrer Wichtigkeit, in Ueberlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die lezten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, dasjenige, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntniß, welches ich im Begriff bin abzulegen; — Möchte dies, grosse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gerichte angesehen werden, vor dem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königinn der Götter? — Ihr begreiffet nicht, was dieser Abulfaouaris, dessen untadeliches Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde; dieser Abulfaouaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdiensts und unster Herrschaft über eine

tiation in den Mysterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug realisieren konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beyspiel des dreymal grossen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht.

Ich hatte inzwischen eine Reise nach Aegypten gemacht, dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben, und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollüstathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stund allenthalben vor mir; es beunruhigte, — darf ich es sagen? — es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft

ſtieg zuweilen auf einen Grad, der alle meine Entſchloſſenheit wanken machte. Aber der gute Vorſaz, dieſes betrügliche Palliativ, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünſcht' ich mir Flügel, um deſto ſchneller zu den Negern zurückkehren zu können; — Mazulipa war unter ihnen.

Ich Unglücklicher! — Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer ſey, der mich ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geſchäfte zurückzukehren; — und ich ließ euch in euerm Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen, — und beſchloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein groſſes Opfer zu bringen, und mir dasjenige, wornach mich ſo heftig verlangte, was meine Reiſe bis zum Wunder beſchleuniget hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, zu verſagen. — Deſto eifriger wurde an dem Tempel der Iſis, und den Zubereitungen deſſelben zu Begehung der Myſterien gearbeitet! —

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusezen. Ihr Mann war, nach der neuen Einrichtung — so wie er es auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten des Volkes. — und die junge Dame brannte vor Begierde den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen mußte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bey einer Feyerlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich, nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabey zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äusserst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verbergen; und von den Mysterien durft' ich ihr nichts sagen, als was alle Ungeweyh-

ten wissen dürfen. In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, sprach ich ihr einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, von den Exempeln, welche wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsaz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Imagination zu interessieren. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; — aber die Eindrücke, mit der ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien brach nun heran; — die Einbildungskraft der schönen und gefühlvollen Mazu-

lipa

Lipa schien ausserordentlich erhöht zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesezt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, um einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich ausserordentliche Dinge nicht wünschen müsse; — aber zu gleicher Zeit hatte ich die Schwachheit, hinzuzusezen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkühr der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber — ich fühlte doch, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen; — meine eißkalte Hand zittert, da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemü-

Ductilität, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenſchaften, welches dieſes Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweiſen ſollen, daß es unſrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir die erſte Idee gab, wie leicht es ſeyn würde, die Krone von Aegypten mit dieſem Kleinod zu bereichern.

Dieſe Idee arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir ſelbſt einig werden konnte, was ich aus ihr machen ſollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künſte, ohne Policey, — für elend zu halten; — das Vergnügen, welches ſie über die Röcke und Mäntelchen bezeugten, womit ich ſie für ihren Goldſtaub beſchenkte, ohne daß ich ihn für ein Aequivalent meiner gemahlten Leinwand zu halten ſchien; — die Vorſtellung, wie glücklich ich ſie erſt durch die Mittheilung der übrigen Produkte unſrer Künſte machen könnte: — alles dies würkte auf einer Seite ziemlich ſtark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite ſtellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein ſo fatales Geſchenke zu machen,

chen, abſchrecken konnte; — ihre Unſchuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande; die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen, mit unſern Bedürfniſſen, unſre Leidenſchaften, und mit beyden unſre Laſter mitzutheilen; endlich, die nur allzugerechte, Beſorgniß, wie unglücklich ſie durch den Mißbrauch der Gewalt, welcher die Aegypter unter dem Schein der Freundſchaft ſich über ſie anmaſſen würden, werden könnten. — Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrack vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs, und — ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an dieſem Volke, verdienen konnte, — ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft, welche gewohnt iſt den Sieg davon zu tragen, ſo ſchwer er ihr auch gemacht wird, den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfaouaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe, oder richtiger zu reden,

Ductilität, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welches dieses Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweisen sollen, daß es unsrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir die erste Idee gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Diese Idee arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihr machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Policey, — für elend zu halten; — das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeugten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für ein Aequivalent meiner genahlten Leinwand zu halten schien; — die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch die Mittheilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dies würkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenke zu ma-

chen,

chen, abſchrecken konnte; — ihre Unſchuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande; die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen, mit unſern Bedürfniſſen, unſre Leidenſchaften, und mit beyden unſre Laſter mitzutheilen; endlich, die nur allzugerechte Beſorgniß, wie unglücklich ſie durch den Mißbrauch der Gewalt, welcher die Aegypter unter dem Schein der Freundſchaft ſich über ſie anmaſſen würden, werden konnten. — Die Natur hat mir ein empfindſames Herz gegeben, meine Brüder; ich erſchrack vor den Folgen meines erſten flüchtigen Entwurfs, und — ſo ſehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an dieſem Volke, verdienen konnte, — ſo glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenſchaft, welche gewohnt iſt den Sieg davon zu tragen, ſo ſchwer er ihr auch gemacht wird, den Ausſchlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erſtaunen — ſo wenig hättet ihr eine ſolche Schwachheit von der ſtrengen Weisheit des Abulfaouaris vermuthen können — wenn ich euch ſage, daß es die Liebe, oder richtiger zu reden,

den, die Leidenſchaft war, welcher man mit dieſem ſchönen Namen das Auffallende benehmen will, das ſie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man ſie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die prieſterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Saamen dieſer vermeintlichen Schwachheit, — welche in der That der Tugend günſtiger iſt, als man gemeiniglich glaubt, — in meinem Herzen erſtickt. Aber den Hang zur ſinnlichen Liebe konnte dieſe Erziehung nicht erſticken; und ſo gut ich — Dank ſey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieſes unheilige Feuer zu verbergen wußte, ſo brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir, über dieſen Punkt, noch keinen ſonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen ſollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend ſcheitern würde, als unter dieſen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worinn die Flamme, von der ich geſagt habe,

zu

zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bey einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verlohren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Figuren; — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinnen machten, sezte meine Einbildungskraft in die Disposition, worinn sie seyn muß, um von einem besondern Gegenstand lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Disposition erblickte ich die schöne Mazulipa, — die Frau eines Mannes, welcher ein vorzügliches Ansehen unter diesen Schwarzen hatte; — und der erste Anblick würkte so gut, daß ich in weniger als vier und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die Syrische Göttinn beschlossen hätte, mich zu einem Beyspiel der furchtbarsten Würkungen ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch kein Gemälde von dieser unschuldigen Verführerinn machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Imagination in Gefahr zu sezen. — Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit, — stellt mir noch in diesem Augen-

blick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich wider meinen Willen unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken. —

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte, im ersten Augenblicke, so gut, wohin sie zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr von besagtem Augenblick an keine Macht hatte auf etwas anders zu denken, als auf die Erfindung eines schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können. —

Und in eben diesem Momente war es auf einmal beschlossen: daß die Negern poliziert werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizey ist auf unsere Religion gebaut; und so sollte es auch bey meinen Negern seyn. Nichts war mir itzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — "Es war, zum Exempel, keine nothwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch

unsre

unſre Laſter annehmen mußten. Man konnte dieſer Gefahr durch verſchiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen ſollten, waren nicht die Myſterien der Iſis ein unfehlbares Gegengift gegen alle ſittliche Verderbniß, — das ſtärkſte Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens? — „

Die Myſterien — dieſe Idee frappierte meine Einbildung. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß die Idee dieſer Geheimniſſe, — an welche keine Seele, welche des Anſchauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden iſt, ohne Schaudern denken ſoll — Meiner durch die Wuth der Leidenſchaft begeiſterten Phantaſie den Stoff zum ſchändlichſten Entwurfe darbot, der jemals den Buſen eines Menſchen beſudelt hat? — Aber denket nicht, daß ich, ſo elend auch in dieſen Augenblicken der Zuſtand meines Gehirnes war, fähig geweſen ſey, eine ſo ſchreckliche Entheiligung des Ehrwürdigſten, was unſre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhafteſten Abſcheu zu denken! Nein, meine Brüder — ich verwarf die ſcheußliche Eingebung des unreinen

Dämons — ich erſchrack vor mir ſelbſt; und von dieſem Moment an kämpfte ich mit ſolcher Gewalt gegen ihn, faßte ſo heldenmüthige Entſchlieſſungen, daß — ich Urſache zu haben glaubte, einen vollſtändigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh ihn ſeine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren ſicherm Hinterhalt die verſteckte Leidenſchaft, indeſſen daß wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauret, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entſchloſſenheit, glaubte ich nun ohne mindeſtes Bedenken an dem groſſen Entwurf der Metamorphoſe meiner Negern arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit ſie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben ſo wenig Mühe haben würde, ſie in den übrigen Puncten nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unſerer Religion — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Ini-

tiation in den Mysterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug realisieren konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beyspiel des dreymal grossen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht.

Ich hatte inzwischen eine Reise nach Aegypten gemacht, dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben, und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stund allenthalben vor mir; es beunruhigte, — darf ich es sagen? — es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft

ſtieg zuweilen auf einen Grad, der alle meine Entſchloſſenheit wanken machte. Aber der gute Vorſaz, dieſes betrügliche Palliativ, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünſcht' ich mir Flügel, um deſto ſchneller zu den Negern zurückkehren zu können; — Mazulipa war unter ihnen.

Ich Unglücklicher! — Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer ſey, der mich ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geſchäfte zurückzukehren; — und ich ließ euch in euerm Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen, — und beſchloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein groſſes Opfer zu bringen, und mir dasjenige, wornach mich ſo heftig verlangte, was meine Reiſe bis zum Wunder beſchleuniget hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, zu verſagen. — Deſto eifriger wurde an dem Tempel der Iſis, und den Zubereitungen deſſelben zu Begehung der Myſterien gearbeitet! —

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusezen. Ihr Mann war, nach der neuen Einrichtung — so wie er es auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten des Volkes. — und die junge Dame brannte vor Begierde den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen mußte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bey einer Feyerlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich, nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabey zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äusserst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verbergen; und von den Mysterien durft' ich ihr nichts sagen, als was alle Ungeweyh-

ten wissen dürfen. In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, sprach ich ihr einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, von den Exempeln, welche wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsaz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Imagination zu interessieren. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; — aber die Eindrücke, mit der ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien brach nun heran; — die Einbildungskraft der schönen und gefühlvollen Mazu-

Lipa schien ausserordentlich erhöht zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesezt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, um einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich ausserordentliche Dinge nicht wünschen müsse; — aber zu gleicher Zeit hatte ich die Schwachheit, hinzuzüsezen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkühr der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber — ich fühlte doch, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen; — meine eißkalte Hand zittert, da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemühen,

hen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Initianden wandeln müssen. Der Boden zitterte unter ihren Füssen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten von plözlich wieder verschwindenden Blizen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbey; — als in einem solchen Bliz der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde. — Ich habe nicht nöthig, euch zu sagen, wer Anubis war; — Möchte ich es auch vergessen können!

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigte Augen, — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte,

wandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können, — länger verunreinigen wollte. —

Es ist sehr unglücklich für mich, — aber es ist doch zugleich das einzige, was mir bey der quaalvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch mein Exempel zu belehren, „daß Personen von unserm Stande, mehr als alle andre Classen von Menschen, Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefodert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst, unter dem ehrwürdigen Schleyer der Religion den Augen der Welt zu entziehen; — oder, um alles mit wenigem zu sagen; weil das Heiligste und Beste, was die allesregierende Vorsicht dem menschlichen Geschlechte gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung, und des allgemeinen Elendes werden kann." —

Unsere Heucheley, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß; und der Bösewicht von innen erbauet öfters von aussen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenigbedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf die nemliche Weise wie ein stillwirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freywillig in die Hände giebt. Ungestraft mißbraucht er den unschuldigsten unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Privatleidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

Erzittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester der Isis thun kann! —

Und,

Und, o! möchte Abulfaouaris, unter allen ſeines Ordens der einzige ſeyn, der ſolche Bekenntniſſe zu machen hat!

Ende

der Bekenntniſſe des Prieſters Abulfaouaris.

Ungeachtet die Natur der Sache ſelbſt es mit ſich bringt, — und wir uns auch hierüber, zu allem Ueberfluß, ſchon mehr als einmal deutlich erklärt haben, — daß Beyträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens nicht den Einfältigen zum Beſten geliefert werden, — welche in Bunyans Pilgrimsreiſe oder in den Werken des Ehrw. P. L**m eine angemeſſene Nahrung für das Ding, das in ihnen vegetiert und träumt, und ſchwärmt und ſeufzt, ſuchen und finden können: — So nöthigte uns doch die bloſſe Möglichkeit, daß dieſes Buch das Unglück haben könnte, einer ſolchen einfältigen, oder, um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen, einer ſolchen undenkenden Seele in die Hände zu gerathen,

gerathen, eine kleine Digreſſion von unſerm Plane zu machen, um, wo möglich, Mißverſtändniſſen vorzubeugen, welche aus der armen, Thieren und Menſchen gemeinſamen Fähigkeit, „Aehnlichkeit zu ſehen ohne die Verſchiedenheit wahrzunehmen,“ häufig zu entſtehen pflegen.

Was die boshaften Seelen betrift, bey denen nicht Unverſtand, ſondern der böſe Wille die Quelle vorſezlicher Mißdeutungen wird, dieſen haben wir nichts zu ſagen, als die alte triviale Beobachtung: „auf der nehmlichen Wieſe ſucht der Ochſe Gras, die Biene Honig, die Schlange Gift, und der Storch — das Sinnbild gewiſſer Critiker — einen Laubfroſch.

Die Geſchichte mag immerhin dazu gebraucht werden können, das Alterthum gewiſſer Geſchlechter zu beweiſen, oder die Modernität anderer zu verſtecken, den Gewaltthätigkeiten der Groſſen durch würkliche oder vorgebliche Anſprüche eine Farbe von Recht anzuſtreichen, die zweydeutigen Titul gewiſſer Beſizer zu entkräften oder zu beſtätigen, und überhaupt, den Gelehrten einen unerſchöpfli-

chen

chen Stoff zu Unterſuchungen, Erläuterungen, und Verbeſſerungen zu geben; — alles das, (den lezten Punkt in ſeiner gehörigen Einſchränkung ausgenommen) ſind, an ſich betrachtet, Kleinigkeiten, woran dem menſchlichen Geſchlechte wenig gelegen iſt; — der groſſe, allgemeine, unendliche wichtige Nuzen der Geſchichte iſt, was Terenz ſeinen Demea, wiewohl in einem eingeſchränkten Sinn, ſagen läßt,

Inſpicere tanquam in ſpeculum, in vitas omnium
— Atque ex aliis ſumere exemplum ſibi.

Sie muß alſo als eine Sammlung von Begebenheiten, welche zum allgemeinen Unterricht des menſchlichen Geſchlechtes, zur Warnung vor den Fehlern unſrer Vorgänger, zur Erweckung des Abſcheues vor ihren Laſtern, und der Nacheiferung ihrer Tugenden dienen, vornehmlich aber als Charakteriſtik der Menſchen, Zeiten und Sitten, der Meynungen, Leidenſchaften, Denkensarten und Abſichten der verſchiedenen Claſſen und Stände, aus denen die menſchliche Geſellſchaft zuſammengeſezt

gesezt ist, d. i. als die Quelle der zuverlässigsten Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und ihrer unendlich vervielfältigten Modificationen, in Concreto, angesehen werden. — Und sobald wir sie aus diesem Gesichtspunkt studieren, und benuzen wollen, „ so ist nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden, Anspielungen und Beziehungen von jenen auf diese aufzusuchen, und durch diese Vergleichung sich in den Stand zu sezen, von den menschlichen Dingen ein richtiges Urtheil zu fällen, und mit Verstand und Discretion sagen zu können;

Hoc falsum est, hoc adustum est, hoc lautum est parum;

Illud recte; iterum sic memento! — *)

Aber welch ein erhabnes und ausgebreitetes Genie wird zu dieser Operation erfodert! welcher Scharfsinn! welch ein feines Gefühl! welche Beurtheilung! welche Behutsamkeit! welche Freyheit von allem, was den Beobachtungsgeist täuschen oder das

*) Terent. Adelph. Act. III. Sc. 4.

das Urtheil verfälschen kann! — Was Wunder, wenn der Chronikenschreiber und Compilatoren so viele, und der Plutarche, der Montaigne, der Montesquieu so wenig sind!

In comischen Romanen, oder auch in Begebenheiten, welche blos zur Belustigung müssiger Leser erdichtet sind, Anspielungen auf einzelne Personen und Begebenheiten unsrer Zeit suchen, ist eine Beschäftigung, welche mit der Auflösung der Logogryfen im Mercure in Eine Classe gehören würde, wenn sie eben so unschuldig wäre. Gleichwohl ist nichts gewöhnlicher, als diese kleingeistige Unart, die Geschichte, wie einen Roman, zum Zeitvertreib, und erdichtete Abentheuer, mit der Absicht, Gebrauch davon zu machen, zu lesen.

Es giebt eine dritte Gattung von Begebenheiten, welche ihren Stoff aus der würklichen Natur hohlt, aber die Form desselben von der Erdichtung borgt, und daher eine Mittelgattung zwischen Geschichte und Roman ist. Bey dieser Art von Werken ist es hauptsächlich darum zu thun, gewisse moralische Züge und Formen, welche in den Annalen des menschlichen Geschlechts zwar häufig,

aber zerſtreut, und von tauſend eingeflochtenen Zufällen und unter andre Rubriken gehörigen Dingen verdunkelt, zu finden ſind — unter einen beſondern Geſichtspunkt zu bringen, in der Abſicht einen gewiſſen Charakter, oder gewiſſe praktiſche Wahrheiten in ein helleres Licht zu ſtellen, oder die moraliſchen Urſachen gewiſſer Phänomenen deutlicher aus einander zu ſezen. Die nüzliche Abſicht dieſer Art von Werke, an ſich ſelbſt, und ohne abgezielte beſondere Rückſichten, fällt ſo ſtark in die Augen, daß es insgemein bloſſer Muthwill auf Seiten des Leſers iſt, den wahren Zweck derſelben vorbeyzugehen, um verdeckte Abſichten und vermeyntliche Anſpielungen herauszukünſteln.

Ob die Reiſe des Evemerus nach der Inſel Panchäa oder (wie das Buch eigentlich hieß) die heilige Geſchichte *) dieſes unter den Alten ſo berüchtigen Gegners des vulgaren Aberglaubens ſeiner Zeit, eine würkliche Geſchichte, oder, wie Warburton und andere glauben, eine Erdichtung ſey, — iſt,

*) S. Hier. *Colonna* Fragm. Ennii p. 312. ſq. *Plutarch.* de Is. & Oſir. und Muſeum Hiſt. Philoſ. Brem. Vol. I. P. IV. artic. 3.

ist, zur Zeit, noch ein Problem, worüber sich die Gelehrten, mit ihrer guten Gelegenheit, vergleichen können; wiewohl wir nicht läugnen, daß das Ansehen eines Mannes wie Plutarch, welcher uns positiv versichert, daß es niemals weder auf dem Ocean noch auf dem festen Land eine Insel Panchäa gegeben habe, der lezten Meynung den Ausschlag zu geben scheint. Doch, selbst in diesem Falle, würde sich, ohne andere Entscheidungsgründe, noch nicht mit Sicherheit behaupten lassen, daß die Geschichte und die Bekenntnisse des Priesters Abulfaouaris eben so erdichtet seyen, als die Reise nach der Insel Panchäa.

Das Publikum sollte sehr gelehrte Abhandlungen über dieses Problem zu lesen bekommen, wenn sich irgend ein Mäcen entschliessen wollte, einen Preiß auf fünfzig Ducaten auf die beste Abhandlung über diese interessante Frage auszusezen.

Alles, was wir, bis dahin, dem einfältigen Leser rathen können, ist, unmasgeblich, sein Urtheil über diese — und, wenn er uns glauben wollte, über alle andre Sachen in der Welt — klüglich

zu ſuſpendieren; und das Ganze, mit einem bedeutungsvollen Kopfſchütteln, dahin geſtellt ſeyn zu laſſen.

Doch glauben wir, mit einſtimmigem Beyfall aller ehrlichen Leute auf dem Erdboden ſagen zu können: „Wofern es niemalen keinen Abulfaouaris gegeben haben ſollte, ſo — würde ſich das Geſchlechte der Kinder Adams nichts deſto ſchlimmer dabey befunden haben.“

Beyträge
zur
geheimen Geſchichte
des
menſchlichen Verſtandes und Herzens.

Drittes Buch.

Beyträge

zur

geheimen Geschichte

des

menschlichen Verstandes und Herzens.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

I.

Alles in der Welt hat ſeine Regeln, ſagt die weiſe und ſchnippiſche Gemahlinn des Sultan Schah-Bahaim; ſelbſt das armſelige Ding, das man ein Mährchen nennt, hat die ſeinigen; —

Mir däucht, die Sultaninn hat Recht.

Und wenn denn alles ſeine Regeln, oder welches auf eins hinausläuft, ſeinen Plan hat; ſo iſt nichts richtiger, als daß auch dieſes Buch, wiewohl der Titel eine bloſſe Sylvam zu verſprechen ſcheint, einen Plan haben muß, ſo ſonderbar oder ſo verſteckt es immer ſeyn mag.

Man ſpricht viel von der ſchönen Unordnung einer Ode; — oder von der ſchönen Unordnung, worinn ſich eine Dame ihrem Liebhaber zeigt, dem ſie, in Hoffnung, daß er ſich ſehr ehrerbietig aufführen werde, morgens um neun Uhr einen Rendez-vous in ihrem Cabinette gegeben hat. Aber

ob die schöne Unordnung eines Buchs von etlichen Octavbänden, — vorausgesezt, daß ein wenig mehr Sensus communis in diesem Buche sey als im Amadis de Gaule — eine so sehr gute Würkung thun würde, — das sollt' ich nicht denken; wenigstens nehm' ich keinen Anstand zu bekennen, daß, wenn mein Freund Yorik — alas! poor Yorik! — sich der Rechte und Freyheiten der Laune in seinem Tristram mit etwas mehr Discretion bedient hätte, dieses unnachahmliche Buch der Weisheit und Thorheit mehr dabey gewonnen als verlohren haben würde.

Nicht, als ob ich hier gewissen steiffen gelehrten Pantalonen zu Gefallen reden wolle, welche uns gerne glauben machten, daß ihre Werke, aus lauter Respekt vor dem Publiko, so wenig Genie, Witz und Munterkeit haben; und die bey jeder Gelegenheit mit einer feyerlichen Miene urkunden und zu vernehmen geben, was massen es sich nicht schicke, daß ein Autor mit einem ehrsamen Publiko scherze. Diese Herren kennen, mit ihrer Erlaubniß, das Publikum noch nicht gar zu wohl, wenn sie nicht

wissen,

wiſſen, daß es, wie viele Schönen, lieber weniger respectiert und deſto beſſer amüſiert ſeyn will.

Wie denn auch ſeyn mag, ſo verſichre ich hiermit den geneigten Leſer in ganzem Ernſte, daß, ungeachtet alles deſſen was der Augenſchein, — dem (wie ſie wiſſen) nicht allezeit zu trauen iſt, — dagegen zeugen mag, mehr Ordnung und Uebereinſtimmung der Theile und des Ganzen in dem gegenwärtigen Werke herrſche, als man denken ſollte.

Gegenwärtig, ich geſtehe es, iſt es bloſſe Höflichkeit auf Seiten der Leſer, wenn ſie es glauben. Aber ehe dieſes Buch zur Hälfte des körperlichen Inhalts von Herkules und Herkuliskus angewachſen ſeyn wird, hoff' ich es dahin zu bringen, daß ſie davon überzeugt ſeyn ſollen; und denenjenigen, welche die Leute nicht ſind, die ſich mit dergleichen Dingen den Kopf zerbrechen, wird man beym Schluſſe durch eine kurze Recapitulation, in Form einer Tabelle, zu dienen befliſſen ſeyn.

Und ſo viel von der ſchönen Unordnung, oder der unter einer eleganten Nachläſſigkeit verſteckten Ordnung dieſes unſers Handwerks!

2.

Ich habe mir dieſe zwanzig Jahre durch, ohne Ruhm zu melden, einige Mühe gegeben, dieſe ſonderbare Nation von Menſchen, welche man (ſeit der Aufwartung, welche Pythagoras bey einem Fürſten der Phliaſtier gemacht hat, den wir ohne dieſen Umſtand zu kennen nicht die Ehre hätten) Philoſophen nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiſſe zu ſtudieren; und ich ſchmeichle mir, ſie (den Johannes Duns und die übrigen von ſeiner Caſte ausgenommen) ſo ziemlich ausfündig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit ſeyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich nicht nächſt der mütterlichen Natur den beſagten Philoſophen die Gabe, mit den Augen zu ſehen, größtentheils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen ſchuldig bin, kann mich nicht verhindern, zu geſtehen, daß die meiſten unter ihnen, zu Zeiten — ſehr wunderliche Launen haben. Das Wort, deſſen ich mich bediene, iſt in der That, in Rückſicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, ſehr gelinde.

Wenn,

Wenn, zum Exempel, dieſe gänzliche Vertiefung in das contemplative Leben, welche den weiſen Demokritus von Abdera, unterdeſſen daß er in einſamen Oerten, ja wohl gar unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachläſſigen machte; — wenn, ſage ich, dieſe Vertiefung in den erhabenſten oder ſubtilſten Speculationen das wunderlichſte wäre, was man dieſen Herren nachſagen könnte; — ſo möchte es noch immer hingehen. —

Aber wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Crates mit der ſchönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beylager hält; Parmenides die Bewegung läugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee ſchwarz; Zeno, daß der Schmerz kein Uebel ſey; Plato in ſeiner Republik auf Gemeinſchaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgiebt; Plotinus verſichert, daß er den Vater der Götter und der Menſchen mit Augen geſehen habe; Julian zu gleicher Zeit zum Kayſer, den Cyniker und den Zauberer ſpielt; die Scholaſtiker

ſetzer mit groſſer Ernſthaftigkeit unterſuchen, num Deus potuerit ſuppoſitare cucurbitam? Cardanus uns bereden will, daß er bey hellem Tage Geſpenſter ſehe; Carteſius der H. Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn ſie ihm zu einem neuen Syſtem verhelfen wollte, u. ſ. w. — ſo begreiffe ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieſer weiſen Männer beſſers ſagen könnte, als, — daß ein Philoſoph ſeine Launen, Grillen, Anomalien und Eclipſen habe, ſo gut als ein andrer; und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen einem philoſophiſchen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darinn beſtehe, daß jener ſeine Narrheit in ein Syſtem raiſonnirt, dieſer hingegen ein Narr geradezu iſt; ein Unterſchied, wobey ſich noch auf Seiten des Philoſophen, unter andern, dieſer Vorzug darſtellt, daß er, ordentlicher Weiſe, ein ungleich amuſanterer Narr iſt als ein gemeiner Narr.

3.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einſtimmigen Glauben des menſchlichen

Ge-

Geschlechts zu behaupten, daß der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen, unsers Wissens, keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des Devin du village und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags, und der beyden Abhandlungen, daß die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daß die Geselligkeit dem menschlichen Geschlecht verderblich seyen, u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? niemals hat ein Sterblicher die Neigung allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm unrecht thue, wenn ich unter die leztere den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit ꝛc. hatte, der Welt wissend zu machen, „daß eine gute Auflösung des folgenden Problems,

„ was für Erfahrungen wären erforderlich, um
„ zu einer zuverlässigen Kenntniß des natürli-
„ chen Menschen zu gelangen? und wie kom-
„ men

„ ten dieſe Erfahrungen im Schooſe der Geſell-
„ ſchaft gemacht werden? " —

der Ariſtoteles und Plinius unſrer Zeiten nicht nur nicht unwürdig wäre, ſondern daß in der That dieſe Erfahrungen zu dirigiren, die gröſſeſten Philoſophen nicht zu groß, und die Unkoſten dazu herzugeben, die mächtigſten Könige nicht zu reich ſeyn würden; ein Concurs, der unſerm Weiſen ſelbſt ſo wenig unter die Dinge, auf die man warten darf, zu gehören ſcheint, daß er alle Hoffnung aufgiebt, ein dem menſchlichen Geſchlechte ſo erſprieſsliches Problem jemals aufgelöſt und realiſiert zu ſehen.

Ich weiß nicht, was Hr. R** für Urſache hat, dem guten Willen, oder dem Vermögen aller der Kaiſer, Könige, Sultane, Schahs, Nabobs, Kan's, Czars, u. ſ. w. welche den Erdboden beherrſchen, ſo wenig zuzutrauen; — Denn die Ariſtoteles und Plinius unſrer Zeit, kann ſein Mißtrauen unmöglich zum Gegenſtande haben. Ich, homuncio, habe mir zum Geſeze gemacht, von unſern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken ſoll. Man kann unmöglich eine zu gute Meynung von ihnen

haben,

haben, sagt er; und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte. Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall gegen männiglich, daß — „ vorausgesezt, das Rousseauische Problem, und die dazu gehörige Erfahrungen, seyen so beschaffen, daß dem menschlichen Geschlechte daran gelegen sey, daß sie gemacht werden," — und vorausgesezt, daß sonst alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey, — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das größte Vergnügen von der Welt daraus mache, seine Maitresse, seine Hunde, seine Opera, und vier oder fünf Duzend andre entbehrliche Personen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschiessen zu können.

4.

Aber wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa, und alle Macht der Könige in Asien zusammengenommen, nicht vermögend

gend wäre, zu Stande zu bringen, was bey näherer Unterſuchung — unmöglich ſcheint?

Ohne Zweifel iſt der Weg der Erfahrungen das kürzeſte und ſicherſte Mittel, hinter das Geheimniß unſrer Natur zu kommen. Verſuche ſind der gerade Weg; das heißt die Natur ſelbſt um Rath fragen; und dieſes Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andre, wenn wir nur die Kunſt verſtehen, es recht zu fragen.

Und welches ſind denn die Mittel, dieſe Erfahrungen im Schooſe der Geſellſchaft anzuſtellen, fragt Herr R.? — Das mögen die Götter wiſſen! — denn wenn dieſe Mittel ſo gewählt werden müſſen, daß wir gewiß ſeyn können, der Natur die Antwort, welche ſie uns geben ſoll, nicht ſelbſt dictiert zu haben, ſo — müſſen wir die menſchliche Natur ſehr genau kennen; und eben weil wir ſie gerne kennen möchten, ſollen dieſe Verſuche angeſtellt werden.

Uns däucht, es iſt nun Ein Weg aus dieſem Cirkel zu kommen; und er iſt in der That ſo leicht zu finden, daß man (mit Triſtram zu reden) nur ſeiner Naſe folgen darf; — nemlich,

„weil

„weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt.“

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat; er, der ein so groser Meister ist, auf die verwickelteste Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir, bis die moderʼnen Stagyriten und Plinę, denen dieses Abentheuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden, uns bemühen einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, welche irgend ein abgeneigter Dämon diesen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Hrn. R. Meynung die Entdeckung der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

5.

Diese Erfahrungen, oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kin-

der können, die Wahrheit zu sagen, nicht jung genug ausgehoben werden, wenn sie zu unserm Zweke taugen sollen. Wenn wir sie schon als bloße HOMUNCULOS bekommen könnten, — das wäre unstreitig das allerbeste; wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Policey, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn dürfte.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder kommen sollen, und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist. In der Societät werden wohl dazu keine andre als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga gebraucht werden können. Denn die Philosophen selbst haben entweder keine andere, oder wenn sie andre haben, würde schwerlich ein einziger unter ihnen Philosoph genug seyn, sie zu einem solchen Versuch herzugeben, so gemeinnüzlich die Absicht davon immer seyn möchte. Nun ist zwar,

was die Findlinge betrift, die günstige Meynung des Vanini von diesen armen Geschöpfen (so ärgerlich sie dem Doctor Warburton *) ist) noch immer die gemeinste. Gleichwohl läßt sich zweifeln, ob in allen Findelhäusern des grössesten und policiertesten Reiches von Europa auf einmal eine so grose Anzahl von gesunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben seyn würden; — und dieses, nebst verschiedenen andern Umständen, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrik zu diesem Zweck anzulegen.

In diesem Falle, wollte ich ohne Maasgabe die Caraiben oder die Esquimaux in Amerika, oder auch die Californier vorgeschlagen haben, welche, nach den nicht gar zu wohl zusammenhangenden Berichten des P. Venegas, unter allen Anthropomorphis dem Rousseauischen Mann-Thier (wenn wir dieses Wort dem alten Froschmäuseler abborgen dürfen) an nächsten kommen.

*) S. Jul. Cæs. *Vanini* de Natura regina deaque Mortalium, und Warburtons Note zum Monologe des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16.

Jedoch ſehe ich nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unſer Plinius oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen wollten; — wenn ſie auch nicht völlig ſo ſehr Rieſen wären, als Barbe-bleue oder der ſchreckliche Popanz im petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

6.

Geſezt nun, unſre Fabrik der Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Stande; (wiewohl ſo etwas im Project freylich ſchneller geht als in der Ausführung) und geſezt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle ſo gut, ſauber, und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch erfodert, den wir von ihnen machen wollen; — ſo fragt ſich nun: wo finden wir einen bequemen Ort, unſre Verſuche mit ihnen anzuſtellen?

Nach meinem Plan, — den ich, aus ſchuldiger Hochachtung für den Genius unſrer Zeit, ſo ökonomiſch gemacht habe, als es nur immer möglich iſt, wird dazu wenigſtens ein Umfang von hundert

dert und zwanzig teutſchen Meilen im Durchſchnitt erfodert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verſchiedene Verſuche zugleich anſtellen; und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum; weil alles davon abhängt, daß die verſchiedenen Parthien, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigſtens dreyſig Meilen Scheidenweiſe von einander abgeſondert werden. Fänden ſie einander dennoch, einer ſo beträchtlichen Entfernung ungeachtet, und wüchſen in Eine Geſellſchaft zuſammen; ſo dürfte dieſes ſodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angeſehen werden können, —

„daß ſie, alles Einwendens von Seiten des Hrn. R** ungeachtet, zum geſelligen Leben erſchaffen ſeyen.“

Aber wo, ich bitte alle Geographen und Seefahrer beyder Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem ſehr milden Himmel liege, und entweder noch gänzlich unbewohnt, oder von ſo gutherzigen Leuten bewohnt ſey, daß ſie willig und bereit wären, einer phyſicomoraliſchen Aufgabe zu gefallen, auszuzie-

hen, und uns ihr Land zu Experimenten zu überlaſſen, wobey ſie, allem Anſehen nach, nichts zu gewinnen haben werden?

7.

Doch, bey einem Projekt muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Dieſe Schwierigkeit ſoll gehoben ſeyn; es werden ſich bald wieder andere zeigen, welche, bey der Ausführung, die Geduld eines Job's ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unſern Verſuchen gebraucht werden ſollen, dürfen, weil ſie in allen Betrachtungen bloſe Kinder der Natur ſeyn müſſen, keine Eindrücke aus der Geſellſchaft mitbringen, ſollte es auch nur eine Californiſche ſeyn. Sie müſſen alſo ſo frühe hinweggenommen werden, daß ſie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieſes iſt ein ſehr beſchwerlicher Umſtand.

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenſchaften einer guten Amme ſagen, welche, nach allem dem was die Philoſophen und Aerzte erfodern, ſeltner als ein weiſſer Rabe iſt. Man hat uns ſeit einigen Jahren alles, was ſich über die phyſicaliſchen und moraliſchen Tugenden einer Amme

phi-

philoſophieren läßt, ſo oft und auf ſo vielerley Art appretiert, zu leſen gegeben, daß ich meine Leſer und mich ſelbſt nicht ſchnell genug auf ein andres Capitel bringen kann. —

Ich ſage nur ſo viel: — Wenn dieſe Damen unſern Kindern Liedchen vorleyern, mit ihnen ſchwazen, ſie ihre eigene ſchöne Sprache lehren, und ihnen Mährchen erzählen dürfen — So haben wir alle dieſe unſägliche Müh und Ausgaben, welche ſchon auf unſre Anſtalten ergangen ſind, umſonſt gehabt.

„Gut, ſagt man; es müſſen philoſophiſche Ammen ſeyn —“

Ein philoſophiſcher Fidelbogen! — würde der alte Herr Shandy ausrufen; — wiſſen die Herren auch was man eine unmögliche Bedienung nennt? Ihr werdet eben ſo leicht ganz Europa nach Hrn. R**'s Grundſäzen umſchaffen, als hundert Rouſſeauiſche Ammen bilden — Stumm müſſen ſie ſeyn, oder alles iſt verlohren!

Doch, was iſt für einen König, der ein Philoſoph, oder für einen Philoſophen, der ein König iſt, unmöglich? — Und was für unglaubliche Din-

ge hat nicht ſchon oft der launiſche Dämon, den man Zufall nennt, zur Würklichkeit befördert? Geſezt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unſere Kinder — aber, da ſticht ſchon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

8.

Die Ammen eſſen, trinken, gehen auf zween Beinen, und thun zwanzig andre Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andre Manier thut; — und ihr Beyſpiel würde unſre Kinder verführen; ſie würden von den Ammen lernen, was ſie allein von der Natur lernen ſollen. — Rathet was zu thun iſt?

Wie gefiele euch dieſer Vorſchlag? — ich weiß keinen andern! — Wir haben die Ammen ſtumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder blind machten?

Man verſteht ſchon, wie dies gemeynt iſt; — nicht ſo ſtockblind wie uns gewiſſe Leute, die ich nicht nennen will, gerne auf unſer ganzes Leben machten, vermuthlich um uns die Mühe zu erſparen, zu ſehen, wie ſie mit uns wirthſchaften würden; denn ein Blinder, in ſo fern er eine ſchöne

Frau,

Frau, eine gute Tafel, und guten Wein im Keller hat, iſt der brauchbarſte Mann von der Welt; — ſondern nur blind, ſo lange wir's vonnöthen haben.

Ohne geſchicktern Mechanikern als ich bin, d. i. den allerungeſchickteſten unter allen mit eingeſchloſſen — vorgreiffen zu wollen, könnte dieſes am füglichſten durch eine Art von Binden geſchehen, welche eben nicht völlig ſo feſte anſchlieſſen müßten als das magiſche Diadem, womit die ſchöne Seilerinn dem Amor die Augen verbindet, welche ihm die Göttinn Narrheit ausgeſchlagen hatte; *) aber doch gut genug, daß die Kinder unvermögend wären ſie wegzuſchieben, oder auf irgend eine Weiſe eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, ſie wieder davon zu befreyen.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden; und dennoch iſt wenigſtens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als nach König Alexanders Weiſe werden auflöſen können.

*) Oeuvres de Louiſe Charly, dite Labé ou la belle Cordiere, p. 13.

9.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unſrer jungen Coloniſten hinausſezen mag, ſo muß ſie endlich kommen; und die Kinder müſſen ihre Nahrung ſelbſt ſuchen lernen. Es darauf ankommen zu laſſen, ob ſie ſich ohne Anweiſung würden helfen können, möchte deſto gefährlicher ſeyn, da Herr R** ſelbſt kein Bedenken trägt, dem Menſchen den Inſtinct abzuſprechen, womit die Natur auch das verworfenſte Inſect in dieſem Stücke verſorgt hat; — und ihnen Anweiſung zu geben, würde ein Eingriff in das Geſchäfte der Natur ſeyn, der mit unſern Abſichten nicht wohl beſtehen könnte. Doch, in zweifelhaften Fällen wählt man das ſicherſte.

Hr. R** läßt ſeinen natürlichen Menſchen ſeine Speiſe unter einer Eiche ſuchen. Vermuthlich muß der Philoſoph, bey aller ſeiner Neigung zum Cynismus, in ſeinem Leben keine Eicheln gegeſſen haben. Er würde ſonſt wenigſtens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabon und Plinius an die Hand geben konnten. *)

Die

*) S. *Strabon*, Lib. III. p. 233. ed. Amſtelod. 1707. und *Plin.* L. XVI. c. 6.

Die älteſten Griechen und einige Völker, die uns der erſte nennt, nährten ſich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieſer weiſe Schriftſteller verſichert, eine ſehr gute wohlſchmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf dieſen Tag unter dem Namen Caſtanien in ganz Europa von den arbitris lautitiarum ſelbſt gegeſſen werden.

Unſre Kinder werden alſo wenigſtens dieſe Eicheln, wenn es ja Eicheln ſeyn müſſen, finden und eſſen lernen; und erſt alsdann, wann wir uns dieſes Puncts verſichert haben, wollen wir's wagen, und Abſchied von ihnen nehmen, um ſie für die nächſten zwanzig Jahre der Mutter Natur und ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Und alſo hätten dieſe groſen Philoſophen welche nach Herrn R. Meynung, die Direction über dieſe Erfahrungen haben ſollten, am Ende ſehr wenig dabey zu dirigieren! —

Es ſcheint nicht anders; — es wäre dann, wenn es thunlich ſeyn ſollte, daß man dieſe Kinder, um das Spiel der Natur mit ihnen zu belauſchen, in eine Art von Reaumürſchen Bienenkorb

ein-

einsperrte; welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden. — Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern wir die besagten Naturforscher nicht in Sylphen verwandeln, und sie aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herabsehen lassen wollen) kein ander Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bey unsern Zöglingen von Tag zu Tag bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bey allem dem kann es erlaubt seyn zu zweifeln, ob es jemals möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Gröse zu machen, als wir sie zu unserm Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung gröser seyn als die grose Aquavit-Flasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beystand aller Feen und Zauberer, welche jemals

mals in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen. — —

Welchemnach also, wie gesagt, für unsre Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen, und falls sie wider Vermuthen nichts anders zu thun haben sollten, sich hinzusezen, und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr sehr, zu Speculationen, Hypotheſen, Theorien, und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr amüſantes seyn müßte, und, wie wir nicht zweifeln, eine sehr alte, aber wenig geachtete Wahrheit von neuem bestätigen würde, nemlich —

„daß es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die dädaliſchen Irrgänge der Imagination, willkührlicher Begriffe, und seichter Vermuthungen, etwas aufzuſuchen, welches uns die Natur unmittelbar vor die Naſe hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bey dieſen Erfahrungen das meiſte der Natur gänzlich überlaſſen werden müßte, ſo könnten doch unſre Philoſophen, vor ihrer Abreiſe, eine Abtheilung der oft beſagten Kinder vornehmen, um verſchiedene Verſuche zu gleicher Zeit anzuſtellen, durch welche der abgezielte Endzweck den natürlichen Menſchen, oder welches auf das nemliche hinauszulauffen ſcheint, die menſchliche Natur kennen zu lernen, deſto vollſtändiger erhalten werden dörfte.

Unmasgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, welches, wie geſagt, ungefehr vier hundert Meilen im Umkreis halten müßte, in Vier groſe Bezirke abtheilen.

In den erſten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder ſechs einzelne Kinder von einerley Geſchlechte verſchlieſſen;

In den andern etliche Paar von beyderley Geſchlechte, aber jedes Paar ſo weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine gröſere, aber gleiche Anzahl Kinder von beyderley Geſchlechte, zerſtreut, doch

nahe genug, daß ſie einander, ohne groſe Reiſen, finden könnten.

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zween abgeſonderte Colonien theilen könnte, eine merkliche ungleiche Anzahl von beyderley Geſchlechte; z. Ex. eine Colonie aus zwanzig Knaben, und ſechs oder acht Mädchen, und eine andere aus zwanzig Mädchen, und ſechs oder acht Knaben; — zwo ſehr wichtige Colonien, weil ſie über einige Punkte des Matrimonial-Geſezes der Natur kein geringes Licht verbreiten dürften. — —

II.

Und nun, wenn wir, nach Ueberwindung ſo vieler unüberſteiglich ſcheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreyſig Jahren die Dalamberts und Büffon derſelben Zeit giengen, um zu ſehen, wie die Sachen unſerer Experimental-Colonien ſtünden, und dem menſchlichen Geſchlecht über den Befund Bericht zu erſtatten; — was meynen wir, daß ſie finden würden?

Ferguſon hat, wie es ſcheint, ein ſolches Experiment im Geſichte gehabt, da er ſagte: „Wir

haben alle Urſache, zu glauben, daß wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenſtube verpflanzte, und ſie eine ganz eigene Geſellſchaft ausmachen lieſſe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, ſage ich, nichts als dieſelben Dinge wiederhohlt finden würden die wir ſchon in ſo verſchiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. ſ. w. —"

Ja wohl, haben wir alle Urſache das zu glauben, und eben ſo viele Urſache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unſre Leſer nicht ſchon lange gemerkt haben ſollten, daß das groſe Problem, womit uns Hr. R** ſo viel zu ſchaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger iſt, als

„zu wiſſen, was für Erfahrungen man anzuſtellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entſcheiden zu können, ob der Schnee weiß oder ſchwarz ſey?"

In ganzem Ernſte, es wäre ſehr unnöthig, dem gröſten oder kleinſten Monarchen in Europa die geringſte Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig neues lehren würden. Das groſe Experiment wird auf dieſem ganzen Erdens

denkunde schon etliche tausend Jahre lang gemacht; und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen es zu dirigiren, so daß den Aristoteleſſen und Plinissen aller Zeiten nichts übrig gelaſſen iſt, als die Augen aufzuthun, und zu ſehen, wie die Natur von jeher gewürkt hat, und noch würkt, und ohne Zweifel künftig würken wird, — und, wenn ſie lange und ſcharf genug geguckt, und das Ganze aus dem gehörigen Standpunct aufmerkſam genug überſehen haben, — zu gehen, und ihre Theorien, Compilationen, Syſteme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heiſſen, zu verbrennen, oder umzugieſſen, oder auszubeſſern, oder zu ergänzen, ſo gut ſie immer können und wiſſen, — und weiter nichts!

Nein, lieber R** — ſo arme Wichte wir immer ſeyn mögen, ſo ſind wir es doch nicht in einem ſo enormen Grade, daß wir, nach den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte, noch vonnöthen haben ſollten, neue, unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren, was die Natur mit uns vorhabe.

Und, und wofern ſich auch alle Könige und alle

Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen; was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas anders oder bessers daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen, und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft: —

„daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey" — und „daß die vereinigten Kräfte der Barbarey des Aberglaubens, und der Unterdrückung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Saamen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen —

„diese sympathetische Zuneigung, welche den „Menschen mit einer süssen Gewalt nöthiget, „sich selbst in andern Menschen zu lieben, und „welche, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist."

12.

Sollte sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müssiger Schah-Baham, müde immer Fliegen zu fangen, oder

oder Bilder auszuſchneiden, und ſich Mährchen erzählen zu laſſen, auf den weiſen Einfall kommen ſollte, ſich die Langeweile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen. — So wollen wir dieſem edeln Vorhaben durch alles bisher geſagte nicht nur im geringſten nichts präjudiciret haben, ſondern verſichern Se. Sultaniſche Hoheit noch zu allem Ueberfluſſe, daß es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſehr unterhaltend ſeyn müßte, in einer ſolchen Menagerie von Menſchenkindern, ſich mit etlichen Duzenden von Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren, und andern ſolchen witzigen Perſonen zu erluſtigen; nichts davon zu gedenken, daß es bey dieſen Experimenten vermuthlich eben ſo ergehen würde, wie es denen, welche an dem Stein der Weiſen arbeiten, zu ergehen pflegt: nehmlich, daß man am Ende immer etwas finden würde; wo nicht das was man ſuchte, vielleicht etwas anders, das man nicht ſuchte, und das uns eben darum deſto angenehmer iſt, ſollte es gleich, von allem was wir auf den Proceß verwenden mußten, nur die Tigel bezahlen.

14.

Der kleine Spaß, den ich mir die Freyheit genommen habe — nicht mit Hrn. M** — sondern nur mit einer von seinen hochfliegenden Grillen zu machen; hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn ihr Pythagoräer wäret, und ich wäre — Pythagoras; — oder ihr wäret Aegyptische Priester und ich euer Oberpriester; — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, euch meinen Traum zu erzählen; denn diese beyde Gattungen von Sohern waren grosse Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit, ich gestehe es, ist es ein überall angenommener Saz: daß es wider die Regeln der guten Lebensart sey, in einer artigen Gesellschaft seine Träume zu erzählen —

Das beste ist also, ich erzähle meinen Traum nicht —

Und doch sehe ich hier einige Damen, welche, wenn ich die Sprache ihrer Mienen recht verstehe, geneigt scheinen, mir eine Ausnahme zu erlauben —

Einige Herren wollen sichs nicht anmerken lassen,

ſen; daß es ihnen eben ſo iſt; ſie beſorgen, man möchte daraus ſchlieſſen, daß ſie gern Arabiſche Mährchen und — dergleichen Frivolitäten läſen; und das wollten ſie ſich um alles in der Welt nicht nachſagen laſſen.

Alle ſehen mich an, und ſprechen kein Wort. Keines will das erſte ſeyn, ſeinen Witz zu geſtehen, und doch ſeh ich ganz deutlich —

Laſſen Sie uns aufrichtig gegen einander ſeyn, meine Damen und Herren; — Sie hörten meinen Traum gerne, das iſt gewiß; aber nicht gerner als ich ihn erzählte, das iſt eben ſo gewiß; — und alſo iſt uns beyden geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig ſind nicht alle Schriftſteller — und dann werden ſie ſehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein ſo gutes, ernſthaftes, und kunſtmäſig zugeſchnittenes Syſtem zu machen als irgend eines von allen denen, die binnen hier und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für Atte hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich citieren können! Wie manchen hätte ich widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie man-

chen erklären, und wie manchen emendieren können! Denn warum ſollte ich das alles nicht eben ſo wohl können, als ſo viele welche noch nicht gebohren waren, als ich den Plato ſtudierte um ein Poet, und den Homer, um ein Philoſoph zu werden? — Ich ſage dies præfiſcine, — bloß um die Herren und Damen geſtehen zu machen, daß ich der gutherzigſte Autor bin, der vielleicht ſeit unfürdenklichen Zeiten geſehen worden iſt. Andere geben ihre Träume für Realitäten, oder träumen wohl bey hellem Taglichte mit offnen Augen, und muthen uns zu, daß wir der Himmel weis welche übermenſchliche Weisheit in ihren Träumereyen finden ſollen: Ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige, und einen Kahn für einen Kahn; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für ſeine Leſer tragen, und den Leuten zutrauen, daß ſie — Augen haben.

Alſo, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm iſt —

14.

Ich weiß nicht wie es zugieng, — ein Fall worinn ſich alle Träumer befinden, — genug

nug ich, befand mich auf einmal mitten auf einem hohen Gebürge, welches die Miene hatte keine andre Einwohner als Löwen und Drachen zu haben, und deſſen oberſter Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, ſeine Stirne in den Wolken verbarg. —

„Das fängt zu poetiſch an" — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedrer ſtimmen. —

Aechzende Töne, durch kleine Pauſen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit, des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zuſtandes endlich der Geduld ſelbſt auspreßt, drangen durch die ſchreckliche Stille in meine Ohren; —

„Das iſt ja noch ärger; — wann werden doch „unſre Proſaiſten den guten Ton" — Sachte, Herr Kunſtrichter, nichts von unſern Proſaiſten; keine Miene, und keine Ausdrücke; welche ſo ausſehen und ſo klingen als ob Sie das caput repræſentativum aller Leſer, oder wir um ihretwillen da wären, — welches mit ihrer Erlaubniß, propoſitio male ſonans, & hæreſi proxima wäre, die man, ſo groß auch immer die Toleranz in der gelehrten Welt ſeyn ſoll und mag, nicht dulden könn-

te; — und, unter uns, ich höre sie auch nicht gerne so viel vom guten Ton sprechen; es hat seine Ursachen; — aber ich will ihnen keinen Verdruß machen; — ein jeder muß sein Handwerk treiben; treiben sie immer das ihrige; — nur mit ein wenig Bescheidenheit, wenn es ihnen möglich ist; wo nicht, nun, so hat es auch nichts zu bedeuten —

Wie man sich vergessen kann! — Ich gestehe meinen Fehler, dieß war ein wenig gegen den guten Ton.

Ein Autor soll sich niemals merken lassen, als ob er wisse, daß so ein Geschöpfe, das man einen Kunstrichter nennt, in der Welt sey. — Aber vielleicht ist auch in dieser Regel, wie in vielen andern, ziemlich viel willkührliches? — Wenigstens sehe ich sie von sehr guten Scribenten unter Alten und Neuern nicht allezeit beobachtet. Ich fand hier einen gewissen Kunstrichter in meinem Wege; und weil ich vielleicht in meinem Leben diese Ehre nicht wieder habe, komt' ich nicht umhin, ihm eine freundliche Erinnerung mit zu geben. Es ist wahr, ich werde dadurch gleichsam zum Kunstrichter des Kunstrichters; eine Sache, welche sich mit der

Würde

Würde eines Autors nicht allzuwohl zu vertragen scheint; — Aber, in der That, meine werthen Leser — ich denke, es ist euch selbst hundertmal so ergangen; es giebt gewisse Geschöpfe denen man, indem sie so an uns anlauffen, versucht ist, einen kleinen Schlag zu geben, wenn man gerade eine Spießgerte in der Hand hat; — man widersteht zwanzig, dreyßig, vierzigmal; denn in der That schickt sich so was für keinen Mann; — endlich vergißt man sich einmal; es ist geschehen, das arme Geschöpfe läuft mit winselndem Geschrey davon, und auf dreyhundert Schritte in die Runde fangen alle seine Brüder an zu bellen. — In der That, man hat keine Ehre davon; auch gelob' ich es hiemit, — und rächet den Meyneid, ihr Grazien, wenn ich jemals meine Gelübde breche! — daß ich in meinem Leben keine Spießgerte mehr in die Hand nehmen will.

Ich habe mich nun, unglücklicher Weise, schon so weit verlauffen, daß ich eben so wohl thun werde, noch eine kleine Anmerkung beyzufügen.

Es ist mit den so genannten Kunstrichtern wie mit den Autorn und allen andern Professionen.

Gute und ſchlechte gehören zu der nehmlichen Innung. Begegnet es nun, wie es zuweilen geſchieht, daß die ſchlechten beynahe das ganze Handwerk ausmachen, ſo iſt gemeiniglich die Folge davon, daß die Profeſſion ſelbſt verächtlich wird; und wenn die Verachtung bey dem Publico einmal überhand genommen hat, ſo iſt es beynahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profeſſion wieder auszuſöhnen. Rechtſchaffene Leute leiden darunter, obgleich niemand, wer gewohnt iſt, dem Verdienſt in jeder Claſſe ſein Recht wiederfahren zu laſſen, unterlaſſen wird, ſie von dem allgemeinen Bann, der auf der ihrigen liegt, loßzuzählen. Es iſt unglücklich für die Welt, wenn ein ſolches Schickſal nüzliche Profeſſionen trift; unter welche unſtreitig dieſer Zweig der Critik gehört, welcher ſich mit Beurtheilung neuer Bücher, beſonders der Producte des Genie, des Wizes, des Unwizes, und des Aberwizes beſchäftiget.

Aber eben deswegen iſt es vonnöthen, diejenigen, welche die Profeſſion entehren, nicht ganz ungeſtraft hingehen zu laſſen; und die andern, welche ihr Ehre machen, haben ſehr unrecht, zu thun

als ob ſie die geſammte ehrſame Innung in der Perſon eines ſolchen Gezüchtigten für beleidiget hielten. Die Ariſtarchen konnten es ganz wohl leiden, daß Horaz die elende Kunſtrichter ſeiner Zeit bey allen Gelegenheiten aus ſeinen Füſſen peitſcht.

Und Horaz, wiewohl ein Hofmann und ein Vertrauter des Günſtlings eines Auguſts, glaubte ſeine Satyren nicht dadurch zu beſudeln, daß er von einem cimex Pantilius darinn ſpricht; und der cimex Pantilius konnte in keiner Betrachtung verhindern, daß dieſe Satyren nicht auf die Nachwelt gekommen ſeyn ſollten.

15.

Ich folge dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte; und nun ſah ich auf einmal — was meine ſcharfſinnigen Leſer nach Gewohnheit des mehrbelobten Sultans, ſich eingebildet haben werden, ſo bald ich es ihnen ſage — den alten Prometheus, in dieſem jammervollen Zuſtande, worinn ihn der tragiſche Aeſchylus an einen Felſen des Caucaſus angeſchmiedet ſchildert.

Der Anblick eines Menſchen ſchien etwas tröſtlich

ſtendes für ihn zu haben. Er rief mich zu ſich, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich iſt, in einem Augenblicke die beſte Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menſchen ſtehe, und wie ſie ſich das Daſeyn zu nuze machten, welches ſie ſeiner plaſtiſchen Kunſt, und ſeiner Gutherzigkeit zu danken hätten? —

Der Gott der Träume trieb hier eines ſeiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwan bloß der Fabel vom Urſprung der Menſchen, wie ich ſie in den alten Dichtern geleſen hatte; Sie wurde in dem nehmlichen Augenblicke zur Wahrheit.

Ich bildete mir feſt ein, den Urheber meiner Gattung vor mir zu ſehen, dieſen Prometheus, der aus Leim und Waſſer Menſchen gemacht, und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieſes wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das ſie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die fabelhaften Zeiten verſezt, ohne dann um weniger nach den Begriffen eines Menſchen von meinem Zeitalter zu ſprechen.

Ich befriedigte ſeine Neugier durch Nachrichten

— wel-

— welche ich Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der simpelsten Ursache von der Welt. Es giebt übelgesinnte Leute, welche sie für eine Satyre ausrufen würden, — und einfältige Leute, welche fähig wären, mich, wegen dessen was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas sehr unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gerne mit solchen Leuten ab. Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß Prometheus den Kopf schüttelte, und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, Invectiven gegen seinen Vetter Jupiter waren, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnet habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Philosophen gäben sich viele Mühe der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlössen, in den Stand der Natur zurück zu treten.

Und

Und was nennt dieſer Philoſoph den Stand der Natur, fragte Prometheus? —

Nackend, oder in eine Bärenhaut eingewickelt, unter einem Baume liegen, (verſezte ich) Eicheln oder Wurzeln freſſen; Waſſer aus dem Bache trinken; ſich mit dem erſten beſten Weibchen, das einem aufſtößt, begatten, ohne ſich anfechten zu laſſen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den beſten Theil ſeines Lebens verſchlafen; nichts denken, nichts wünſchen, nichts thun, ſich nichts um andere, wenig um ſich ſelbſt, und am allerwenigſten um die Zukunft bekümmern: — dieß meint der Weiſe, von dem ich dir ſagte, den Stand der Natur. In dieſem ſeligen Stande, ſpricht er, hätten wir keine Künſte, keine Wiſſenſchaften, kein Eigenthum, keinen Unterſchied der Stände, keine Geſeze, keine Obrigkeit, keine Prieſter, keine Philoſophen vonnöthen; — und ſo lange man dieſer Dinge vonnöthen hat, iſt, ſeiner Meynung nach, an keine Glückſeligkeit zu gedenken.

Prometheus — ungeachtet ſein Zuſtand ſo elend war, daß nur ein Halbgott, wie er zu ſeyn die Ehre hatte, fähig ſeyn konnte ihn erträglich zu finden,

finden, erhob über die Einfälle des anmaßlichen Philosophen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer was ihre Vorgänger waren, — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen, und niemals sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinaus zu sehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die übrigen noch mit einem halben Dutzend Brillen bewafnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Academie sich grosse Hoffnung machte, wenn er den Hirnschedel eines Patagons von zwanzig bis dreyßig Ellen in seine Gewalt kriegen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Ideen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben barockische Einfälle, sagte Prometheus —

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unſre groſſen Herren, ſeitdem ſie Philoſophen um ſich haben, ihre Hofnarren abgeſchaft; und, unpartheyiſch zu reden, ich denke, ſie haben beym Tauſche mehr verlohren als gewonnen —

Aber wieder auf deinen Sophiſten zu kommen, fuhr er fort; ich merke er hat vom goldenen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetiſch vor, und da abſtrahierte er, nach Gewohnheit dieſer Herren, ſo lange, bis ihm vom Menſchen nichts als das bloſe Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn ſehr leicht angekommen ſeyn mag! —

Aber, ich denke doch, ich, der die Menſchen gemacht hat, ſollte am beſten wiſſen, wie ich ſie gemacht habe. —

Das denke ich auch, verſezte ich: und du würdeſt mir keine geringe Wohlthat erweiſen, wenn du mir Nachrichten geben wollteſt, welche mich in den Stand ſezten, gewiſſe Philoſophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund haſt, unterbrach

verdrießt mich der Menschenmacher, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Philosophen scheinen mir die Leute nicht zu seyn, die sich vom Prometheus belehren lassen; und je simpler das wäre, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, je fertiger würden sie seyn, auszurufen: Ist's nichts als dieß? — Jupiter sagte das nehmliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Die gldbernen Dinge, rief er; ich wollte ihr einem Nektartranke was bessers gemacht haben! — Doch, ich habe seit langer Zeit mit keinem andern Menschen geschwatzt; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zulezt lange wird, wenn man etlicht tausend Jahre so allein an den Caucasus angeschmieden ist, ohne eine andere Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geyer, der einem die Leber aus dem Leibe pickt, und so bald er fertig ist, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust, mich einmal wieder satt zu schwatzen, weil mir doch der verwünschte Geyer eben Zeit dazu läßt. —

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden, und meine

Lehrbegierde; und darauf fieng Prometheus seine Erzählung also an: —

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter giebt.

Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperliche Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verstand zu haben.

Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts bessers zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs amusierte ich mich, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen in der ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte. Dies gieng so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine

Absicht

Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloses Spiel; aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun sezte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen. Ich glaubte, sie wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht genug schadlos halten zu können; und organisierte sie deswegen an den beyden Theilen, die an den Thieren gerade das schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worinn ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ. — Denn aus Leimen und Wasser kann man freylich keine Götter machen! — Ich spannte die unendlich subtilen Saiten, aus denen ich sie zusammenwebte, so künstlich auf, daß eine Art von musicalischem Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, sobald die Natur darauf zu spielen anfieng. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daß sobald eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nehmliche Saite bey dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen

konnte: lachte eins, so lachte das andere; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andere auch; liefe eines voran, so liefen alle anderen hinter drein; kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daß sogar keines gähnen konnte, ohne alle übrigen gähnen zu machen. *)

Die Idee von Harmonie hatte etwas so ergötzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bey meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen als möglich.

Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceans, die schönste Nymphe, die man mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gut. Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlechte zur Schönheit einen gewissen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, den die Schönheit nichts angehen kann; — und

*) Aristoteles treibt sie noch weiter; er behauptet, daß kein Mensch den andern pissen sehen könne, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, auch so zu machen; und erklärt sehr scharfsinnig wie dies zugehe, Problemati Sect. VII. quæst. 6.

und meine Männer bildete ich so, daß der männlichste, der tapferste, der edelmüthigste, gerade der war, der sich ihren Reizungen am leichtesten gefangen gab. Ich temperierte durch das sanfte Wesen, und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Dose von Wildheit, welche die Männer haben mußten, um geschickt zu seyn, im Nothfalle die Beschützer der Gegenstände ihrer süssesten Neigungen abzugeben. — Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Schaam, die holdseligsten der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süssen Thränen, deren wollüstiges Ergiessen dem von Empfindungen gepreßten Herzen leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe ein, und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darinn sezte, geliebt zu werden, und Liebe einzuflössen. Ich glaubte hierinn nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten, und — wenigstens so viel es meine andern Absichten nothwendig machten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu

heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem andern zu theilen. Ich kannte meine ehrlichen Geschöpfe von Leimen und Wasser (etliche Funken ätherisches Feuer mit eingerechnet) zu gut, als daß ich mir hätte einbilden sollen, sie einer ewigen Liebe fähig zu machen, die vielleicht über und unter dem Monde eine Schimäre ist. Aber zu meinen Absichten hatte ich auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lange daurte, bis das Mädchen Mutter wurde. Dieser Umstand mußte nothwendig (wenigstens dacht' ich so) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle, und einer Art von Liebe werden, welche, bey noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat, und im Schoose der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes, oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süssen und ehrenvollen Namen verschaft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen? —"

Ich

Ich habe mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger kann ich nicht. — Ich sehe, meine Herren, daß es ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt ihnen halbkindisch vor — il radotte! — In der That, ich fange selbst an zu muthmaßen, daß er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte: — Doch, wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür responsabel machen, wenn seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Amsterdam, Berlin, Wien, Constantinopel u. s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder wofern es noch hier und da einen verborgenen Saamen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen giebt, so machen sie doch keine Zahl, und — non apparentium & non existentium est eadem ratio, sagt das Brocardicum. — Wir werden ihn, weil er einmal angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen. — —

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen winselnden Creaturen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe, und empfieng hinwieder von ihr neue Stärke. Denn, das wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorget hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhieng, welche nun mein Lieblingsgegenstand war. Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm? — Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine plastische Kunst an, aus dem Instinct der Mutter für ihr Kind, die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst womit sie es gebahr, mußten dazu helfen; es mußt' ihr desto theurer werden, je mehr es sie gekostet hatte. Ich sezte die Brust der Mutter nicht bloß der Schönheit wegen dahin wo sie ist, oder damit der Säugling auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möch-

te;

te; sondern weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichen Gefühle des Menschen gemacht hatte, die mütterliche Empfindung in den Augenblicken, wann sie ihr Kind stillet, desto zärtlicher und inniger machen sollte.

Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angebohrner Adel, selbst in diesem animalischen Alter, fast allen seinen Regungen eine gewisse Nüance von Sittlichkeit giebt; das süsse Lächeln, womit es die mühvolle Fürsorge der Mutter belohnt; — alles vereiniget sich die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden. — —

Doch, ich vergesse — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem blosen Spiele mein angelegenstes Geschäfte wurde, — daß ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte als mich selbst.

Ich war, wie man ſich vorſtellen kann, ſo höflich, den Enkel des Himmels und der Erden zu verſichern, daß ich mir keine beſſere Unterhaltung wünſchte.

16.

Ich weis nicht, fuhr er fort, was deine Brüder, die Menſchen angefangen haben, wenn ſie, wie ich höre, nicht glücklich ſind. Meine Abſicht wenigſtens war, daß ſie es ſeyn ſollten; und ich glaubte es ihnen ſo leicht gemacht zu haben, glücklich zu ſeyn, und ſo ſchwer, ſich unglücklich zu machen, daß ich, bey meinem Vetter Anubis! nichts davon begreiffe, wenn ich meine Mühe an ihnen verlohren habe. — Aber die verwünſchte Büchſe der Pandora! Ohne ſie würden meine armen Menſchen noch ſo glücklich ſeyn als in ihrem urſprünglichen Stande. —

Sie waren alſo einmal ſehr glücklich? — fragte ich. —

Ob ſie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. Wie hätten ſie es nicht ſeyn ſollen? Ich ſezte ihr ganzes Weſen aus Triebfedern

des

des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunst, der Bosheit, und aller andrer Laster, welche dem Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind, und so wenig verführerisches haben, daß ich mir nicht einfallen lassen konnte, — aber die verdammte Büchse der Pandora! das fatale Geschenke! Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein Theil des Glücks meiner Menschen bestund, jede von einem Schwarme unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseeligen Stunde öfnete; und nun war es um meine Geschöpfe geschehen. Die armen sorglosen Kinder! Ich hatte sie einfältig, unschuldig freundlich gemacht. Sie hatten so reines Blut in ihren Adern fliessen, daß sie nicht wußten was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn, als sie es durch die Sinnen allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit allem

aus-

auszuschmücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrthen und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schoos zu schütten. Das Schaaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. Fruchtbare Hayne, oder Gärten voll eßbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Heerden zu wahren, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süssen Geschäfte ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beyden Geschlechter theilten. Ich hatte ihnen die Organe zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweiterten, und dasjenige, was an der Sprache der Gebehrden,

zwey-

zweydeutig und unverständlich ist, ersezen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Organe lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie liessen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die Sprache. Die ihrige war freylich sehr einfältig, aber bey aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Ideen, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften und von allen euern Lastern und gekünstelten Tugenden, gar keinen Begriff hat. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worinn sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergiessungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Sätzen ausdruckten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen, wie eure Poeten; jedes Wort mahlte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leyer, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude, oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Mei-

hen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrüßlichen Zufall unterbrochen; — ich erwachte.

17.

Ich berge nicht, daß mich dieser Traum, oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume, zu Betrachtungen leitete, womit ich mir vielleicht die Freyheit nehmen werde, meine Leser in der Folge zu unterhalten. — Denn izt würde es unhöflich seyn, wenn wir eine kleine Neugier unbefriedigt lassen wollten, welche, wie wir gewahr werden, die Büchse der Pandora *) bey unsern Leserinnen zurückgelassen hat; — auf deren Vergnügen wir allezeit um so mehr bedacht sind, je mehr uns daran gelegen ist, den Beyfall nicht zu verliehren, womit sie uns bisher beehrt haben; eine

*) Ich seze hier voraus, daß die Geschichte dieser Pandora aus den Fabeln des La Motte bekannt sey.

eine Ehre, gegen welche nur solche Schriftsteller unempfindlich seyn können, welche unfähig sind, sie zu verdienen.

Prometheus schreibt der Büchse der Pandora alles Unglück seiner Menschen zu; „ohne sie, sagt er, würden sie noch immer so glückselig seyn, als sie es in ihrem ursprünglichen Zustande waren.“ — Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten, — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann, — hegen auch über diesen Punct sehr verschiedene Meynungen.

Einige glauben, daß unter der Geschichte der Pandora nichts anders verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der Wahrheit, „daß der Vorwiz, oder die Begierde mehr zu wissen als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Uebel gewesen seyn.“ Die Büchse der Pandora, sagen sie, war weder mehr noch weniger als die Büchse des Pabsts Johannes des drey und zwanzigsten, mit welcher Se. Heiligkeit die Schwestern zu Fontevrauld, da sie das Privilegium, einander selbst

Beichte

Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten, zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte. *)

Andere suchen unter der Büchse der Pandora etwas noch geheimeres; es soll, ihrer Meynung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester Porphyrius, unter dem Namen, „die Grotte der Nymphen" so mysteriose Dinge schreibt. **) Sie beziehen sich unter andern auf einen gewissen Vers des Horaz, ***) um dadurch zu erklären, warum diese Büchse der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden sey; — Aber wir gestehen, daß uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unsers Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie die Epoche der moralischen Verderbniß der menschlichen Ge-

*) S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2. Buch, im zweyten Theile seiner Werke, S. 256.

**) S. *Porphyr.* de antro Nympharum.

***) *Horat.* Sat. L. I. Sat. 3. v. 107.

Gesellschaft gewesen sey; — mehr andrer Meynungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne die Leser mit einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns eine andre aus einem alten Buche ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deswegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint. Der unbekannte Autor verwirft alle allegorische Erklärungen; die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine natürliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenke, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Verwitz, das Eigenthum, und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfängt, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem, sage ich, diese unselige Mode unter den Töchtern der Eva überhand genommen hat, seitdem ist es um die naive Unschuld und Aufrichtig-

keit der menschlichen Natur geschehen. In kurzem wurde die Mode allgemein. Scheinen und seyn, welches eins seyn sollte, wurde zweyerley; und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft, zu scheinen als würklich zu seyn, und weil es, zumal bey Kerzenlicht, den nemlichen Effect that: so bekümmerte sich niemand mehr darum, zu seyn, was er, mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sahe man kein natürliches Gesichte, keinen natürlichen Charakter mehr; alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit; — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich einer grossen Maskerade; und so wie die Nothwendigkeit, die Kunst, einander diese Mummerey ungeachtet auszufindig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nemliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleißnerey, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende

Freund-

Freundschafts-Versicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit, — hier recitiert unser Anonymus eine Litanie von Lastern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält, als was unsre Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen. —

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte? —

18.

Bey dem allen halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der That, man mußte so sehr in sein eigen Werk verliebt seyn als er es war, um nicht zu sehen, wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht, — befinden sich immer

in einer sehr unsichern Lage; — und alles wohl überlegt, war es kein grosser Schade, daß die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von Gemächten in Deukalions Ueberschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Philosophen, Sophisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur Entfernung von der Natur selbst sey" —

„daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären". — —

„daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und

„der Genuß aller Geschenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künste, dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere". —

reden entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus, oder von Menschen, welche, wie die

die Minerva des Jupiters, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen, — oder wenn diese armseligen Loci communes den wirklichen Erdbewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in den Monden des Saturnus.

Es giebt einzelne Menschen, welche sehr weise daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen;

Es giebt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staate eine Zeitlang nüzlich ist;

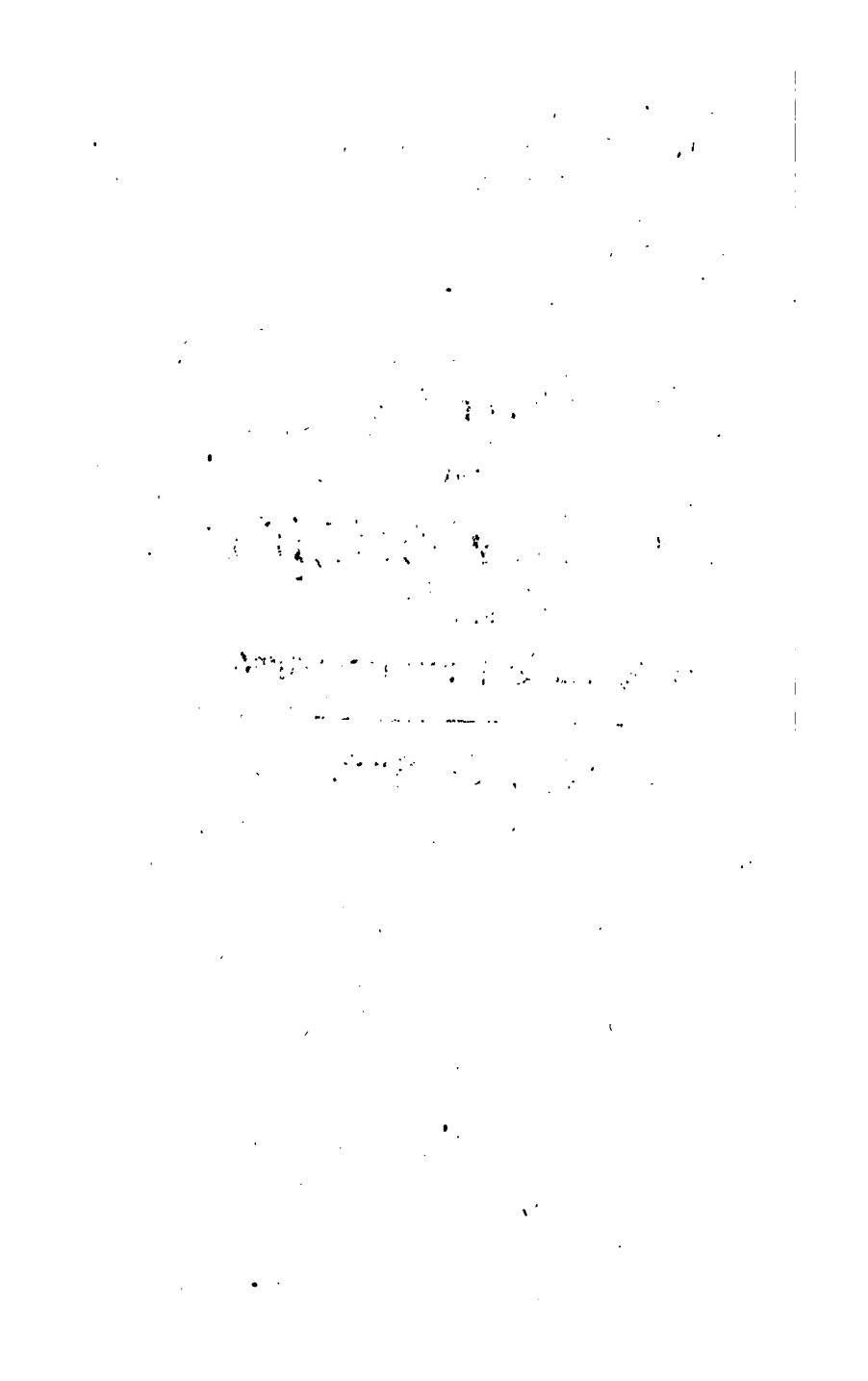
Es giebt Fälle, wo ein Fürst sehr löblich daran thut, wenn er, wie der Kaiser Marcus Aurelius, sein Silbergeschirr in die Münze schickt, um seine Arme damit zu bezahlen; —

Aber alle diese Fälle sind bloße Ausnahmen, und der allgemeine Saz bleibt darum nicht weniger wahr, den wir in den ersten Capiteln unsers ersten Buchs festgesezt haben:

„ Daß die möglichſte Benuzung des Erdbodens und die möglichſte Vervollkommnung und Verſchönerung des menſchlichen Lebens das groſſe Ziel aller Beſtrebungen, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, und alſo im Grunde, der Natur eben ſo gemäß ſey, als die Einfalt, in ſo fern dieſe eine unzertrennliche Gefährtinn der erſten Periode des Lebens bey der ganzen Gattung, ſo wie bey dem einzelnen Menſchen iſt.

Beyträge
zur
geheimen Geſchichte
des
menſchlichen Verſtandes und Herzens.

Viertes Buch.



Viertes Buch.

I.

Die Aufſchrift über der Pforte des delphiſchen Tempels

— — Lerne dich ſelbſt kennen! — — erhielt ohne Zweifel ein wichtiges, und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber, daß es, wie Herr Rouſſeau verſichert, „wichtiger und ſchwerer ſey, als alles was die groſſen dicken Bücher der Moraliſten enthalten,“ iſt, mit ſeiner Erlaubniß — nichts geſagt.

Dieſe Moraliſten, von denen Hr. R. ſo wenig zu halten ſcheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren groſſen dicken Büchern den Inhalt dieſes nehmlichen γνῶθι σεαυτὸν zu entwickeln. — Und daß unter ſo vielen, welche von Hermes Trismegiſtus an bis auf dieſen Tag

an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte, — wahrlich; das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesezt auch sie hätten samt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verlohren, so begreiffe ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — „was uns die delphische Pforte lehrt," nehmlich, — daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen. — Und was haben wir da gelernt? Der grosse Punct ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht uns die Pforte des Tempels zu Delphi nicht klüger, als der elendeste Commentar, der jemals über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Dieser Ausspruch unsers Freundes Jean-Jaques ist also, so viel er beym ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser, als wenn jemand sagte, der erste Vers des ersten Buchs Mose enthalte uns endlichmal mehr Wahrheit als die sämtlichen Wer-

te aller Naturforſcher; weil am Ende doch alles, was uns dieſe Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein ſehr kleiner Theil von dem iſt, was Himmel und Erde in ſich faſſen, und (wie Shakeſpears Hamlet ſagt) noch gar viel in beyden iſt, wovon ſich unſre Philoſophen (ſelbſt den Neueſten, dem ſo viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen laſſen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephiloſophen unſrer Zeit ſchuldig ſind, ſey es geſagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, welche nur ſo lange etwas feines oder groſſes oder neues ſagen, als die Leſer gefällig oder bequem oder unwiſſend genug ſind, ſie für das gelten zu laſſen, wofür ihr Gepräge ſie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde etwas neues, novum, audax, indictum ore alio, zu ſagen, ſchon oft die feinſten Köpfe ſagen gemacht? — in Zeiten, wo Witz und Beredtſamkeit einen Freybrief haben, die geſunde Vernunft

ſo

zu mißhandeln, wenn es nur auf eine sinnreiche Art geschieht; wo Hippiasse und Carneaden durch rhetorische Taschenspielerkünste die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erschleichen; und neuer Unsinn, in schöne Phrasen gekleidet, mit spielenden Gegensäzen verbrämt, und mit den Schellen des redneriſchen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlechten sokratischen Mantel?

War es die Begierde zu schimmern, oder war es Laune, oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert, die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen, und ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abentheuerlichen Saz zu behaupten: daß der primitive Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen; — und daß allen

Na-

Nativuen, unter denen ſich (nach ſeinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören laſſen; kein beſſeres Rath zu geben ſey, als in die Wäl der zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückkehren, aus welchen ſie eine unſelige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe.

Man braucht die Schriften dieſes ſonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäſigen Doſe von gutem Herzen zu leſen, um ſich gerne überreden zu laſſen, daß vielleicht niemals ein Schriftſteller von der Güte ſeiner Abſichten, und von der Wahrheit ſeiner Grillen ſo überzeugt geweſen als Rouſſeau. Man kann ſich nicht erwehren, dem Manne gut zu ſeyn, der die verhaßteſten Paradoxen mit einer ſo aufrichtigen Miene von Wohlmeynenheit vorbringt, mit einer ſo ehrlichen Miene die ſeltſamſten Paralogismen macht, und uns aus der vollen Evidenz ſeines Gefühls zuſchwört, daß alles gelb ſey, ohne den kleinſten Verdacht zu haben, daß er wohl vielleicht ſelbſt mit der Gelbſucht behaftet ſeyn könnte.

Und

Und geſetzt auch, der Zuſammenhang ſeiner Grundſätze, und der dogmatiſche Ton, den er, ungeachtet aller ſeiner Proteſtationen, aus ſo vollem Munde anſtimmt, könnte einige Zweifel —

Doch, Nein! — wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, weil er ſich auf ſeinem Wege verirrt hat. Laſſen wir die verwegene Anmaſung, die Herzen der Schriftſteller aufzuritzen, um die geheime Abſichten derſelben vor ihren unbefugten Richterſtuhl hervorzuziehen, dieſer verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem ſcheinbaren Vorwand, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtſcheuen Abſichten an der Philoſophie, und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe ſeine Mißgeſtalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freyheit zu philoſophieren (welche, ſo lange wir nicht mit dem Rouſſeauiſchen Menſchen in die Wälder, oder welches noch ein wenig ſchlimmer wäre, ſo lange wir nicht in die Barbarey der Gothen

chen und Wenden, unſerer Vorfahren, zurückzukehren gedenken, einer der ſtärkſten Stüzen der menſchlichen Wohlfahrt iſt) muß ſich auf alle erſtrecken, welche von philoſophiſchen Gegenſtänden ihre Meynung mit Beſcheidenheit ſagen, ſo ſeltſam und widerſinniſch auch immer ihre Meynung ſcheinen mag. Wie oft hat ſich dasjenige in der Folge eine ehrwürdige und nüzliche Wahrheit befunden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider ſich hatte? — Und auch der Irrthum ſelbſt, dieſe nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln beſſer nachzuforſchen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wolthätig für das menſchliche Geſchlecht.

3.

Ein Schauſpiel, das die Menſchlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite anſieht, — der Anblick der ausſchweifendeſten Ueppigkeit und zügelloſeſten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptſtädten Europens, in dieſem modernen Babylon, — welchem ein Philoſoph im ſiebenten Stockwerke, um ſeiner liebenswürdigen Narrheiten, um ſeiner artigen Talente, und auf den

den äuſſerſten Grad verfeinten Künſte willen ſeine Laſter nicht ſo leicht verzeihen kann, als der Philoſoph zu Ferney — wenn er das Glück gehabt hat wohl zu verdauen — aus ſeinem kleinen bezauberten Schloſſe; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Claſſe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, deſſen Werkzeuge ſie ſind, ſpotten; — der traurigmachende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem Beſten der Könige — iſt ſehr geſchickt, den Betrachtungen, welche der beſagte philoſophiſche Zuſchauer über unſre Verfaſſungen, Künſte und Wiſſenſchaften anſtellen kann, eine ſolche Stärke zu geben, ein ſchwermüthiges Helldunkel über ſie auszubreiten, — daß man nichts anders nöthig hat, um zu begreiffen, wie dieſer Philoſoph mit einer enthuſiaſtiſchen Einbildungskraft, und einer mäſigen Doſe von Menſchenliebe auf den Einfall kommen konnte: „Es würde dieſem Volke beſſer ſeyn, gar keine Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften zu haben.“

Laßt in dieſem Augenblick eine Academie die Frage aufwerfen: ob Wiſſenſchaften und Kunſt dem menſch-

menſchlichen Geſchlechte mehr Schaden oder Nuzen gebracht habe? — Wird er in einer ſolchen Gemüthsſtimmung Bedenken tragen, Wiſſenſchaften und Künſte, die er als Sclavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der ſittlichen Verderbniß, und Beförderinnen der Unterdrückung anſieht, für die wahre Urſache alles menſchlichen Elends zu erklären?

Und voll von den lebhafteſten Gemälden, mittelſt welcher ihm ſeine Phantaſie die Evidenz dieſer vermeynten Wahrheit anzuſchauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Academie ſeinen Spleen durch die Frage herausfodert: „welches der Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen ſey, und in wie ferne ſelbige durch das natürliche Geſez autoriſiert werde?“ — die Auflöſung dieſes Problems ſchon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuverſichtlichſten Tone der Ueberzeugung überreden wollen, daß alles Uebel, wovon das menſchliche Geſchlecht gedrückt wird, aus dieſer Ungleichheit, als der wahren Büchſe der Pandora hervorgegangen, und daß kein gewiſſeres Mittel ſey, davon befreyt zu werden, als alle Gewän-

der und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Policey, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend, gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches, zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieses nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieses vorausgesezt scheint es einigermassen begreiflich zu werden, wie H. R. auf den Einfall habe kommen können, sich den primitiven Stand des Menschen als einen solchen zu denken, worinn der Mensch von dem übrigen Vieh, ausser einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit aus demselben heraus zu gehen" unterschieden gewesen sey.

„Betracht ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber alles zusammengenommen, doch unter allen am vortheilhaftesten orga-

nisiert

nisiert ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nehmlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Nicht gar alle. — Es giebt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem polirten Zeitalter Augusts gethan hat, und welche man, in London selbst, nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristophanes zu Athen, dem Siz der Urbanität, wagen durfte; Augenblicke — doch, wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen —

„Zu fressen haben, (fährt R. fort) schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat." *)

Und damit wir uns nicht etwan einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von Familiengesellschaft, wovon wir sogar bey einigen thierischen Gattungen Beyspiele sehen; sezt er, — nicht ohne den Grotiussen und

*) S. 24. und 137.

Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben, — hinzu: —

Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hieſſe den Fehler derjenigen begehen, welche, wenn ſie über den Stand der Natur raiſonnieren, die Ideen mit hineinbringen, welche ſie aus der Geſellſchaft entlehnt haben, — da doch in dieſem primitiven Stande, wo die Menſchen weder Häuſer, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder ſich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben ſo zufälliger Weiſe, wie ſie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit ſich brachte, ſich zuſammen thaten, ohne daß die Sprache ein ſehr nothwendiger Dollmetſcher der Dinge war, die ſie einander zu ſagen hatten, und ſich mit eben ſo wenig Umſtänden wieder von einander verliefen." *)

Man kann ſich leicht einbilden, daß Leute, die ſo wenig Umſtände mit einander machen, und die ſüſſen Werke der goldenen Venus auf eine ſo brutale

*) S. 28. 29.

brutale Art treiben, nicht sehr zärtliche Aeltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Hrn. R. Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts; und wie sollte er, da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorhergehen, bis endlich einer von diesen maschineumäsigen Vätern den Verstand hat, beym Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Reflexion zu machen, — „daß er vielleicht, durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe?“ Was die Mutter betrift, so ist es freylich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeitlang mit ihrem Kinde abzugeben — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Herr R.) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen dem Bedürfniß des Kindes selbst. Aber sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlauffen sie sich von der Mutter, und so kömmt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen.“ *)

*) S. 25.

Ehe es dahin kömmt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herum zu schleppen. — „Wahr ists, (sagt unser Philosoph) wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (setzt er höflich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind ihre Nahrung selbst zu suchen. *)

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean-Jaques ist also (die verwünschte Perfectibilität ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein anders Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindoro und Formosa zulegen, erlassen hat. **)

Der Rousseauische Mensch ist es, der den Namen eines Wilden, — den die Spanier den Americanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten

*) S. 12.
**) S. 6.

keiten gegeben haben, — im eigentlichen Verstande führt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine physische Bedürfnisse hinaus; das grosse Schauspiel der Natur ist unvermögend ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken, und es fällt ihm in seinem ganzen Leben nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch, das leztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört, in der That, beynahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Herr R. in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Anlaß gegeben, nichts Natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den primitiven Stand ausmacht: das ist, was ich nicht begreiffe.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „ sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche sie, zum Untergang ihrer Frey-

heit und Glückseligkeit, unter einander getroffen haben.“

Was für Wunderdinge Wiz und Spleen einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Herr N. gleich anfangs erklärt, daß es bey Untersuchung der academischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Facta ankomme; so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben; und beruft sich daher einigemal auf die Hottentotten, die Caraiben und die Wilden in Nordamerica: doch, in der That niemals wo es auf Befestigung der Hauptsäze seines Systems ankömmt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm Ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst; und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmensch-

liche

*) S. 37.

liche Verfahren der Castilianer in eine gewisse Wildheit hineingeschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Und gesezt, die Wildheit aller dieser würklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wundervolle Dinge erzählt, von den Cyclopen des alten Vater Homers bis zu den Californiern des Vaters Venegas, wäre noch ein wenig grösser als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren heruntersinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß von vielen günstigen Umständen erfordert wird, um die Menschheit wieder bey ihnen herzustellen;“ — und wem ist jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bey einer Untersuchung des primitiven Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen“ nicht ganz überflüssig zu seyn. H. R. hat, wir wissen nicht warum, nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfer-

tigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesezt sey. Denn aus eben diesem Grunde hätte sich Herr R. seine ganze Untersuchung ersparen können: und überhaupt bewies man vor neunhundert Jahren aus diesem Grunde, „daß man über gar nichts philosophiren müsse, was der Mühe werth ist.“ — Es ist das nehmliche weise Argument, kraft dessen der saracenische Calyphe Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Aegyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilte. — Wenn es erlaubt ist, über den ursprünglichen Stand des Menschen zu philosophiren, so muß sich diese Freyheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrecken; es ist für eines so viel Grund als für das andere.

Gesezt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memphis so weit treiben, und alle die Ueberschwemmungen und Conflagrationen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben, *) für wahr annehmen; ja gesezt wir wollten den Ursprung der Menschen so weit hinaus-

*) S. den Timäus des Plato.

hinausſezen als die fabelhaften Japaner: So würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die erſten geweſen wären. Eine Reyhe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphyſiſchen Gründen, eben ſo möglich ſeyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſehr viele andre transcendentaliſche Dinge, den Fehler hat, daß ſie ſich nicht denken läßt.

Dieſe Erſten alſo, woher kamen ſie?

Sind ſie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manco-Capac, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herabgeſtiegen?

Oder nach der gemeinen Meynung der Alten, aus dem Boden hervorgewachſen? *)

Oder ſind ſie, nach der ſinnreichen Hypotheſe des Philoſophen Anaximander aus einer Art von Fiſchen hervorgekrochen? **)

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lukrez uns glauben machen will, ***) eine Menge Verſuche machen

*) Diod. Sicul. L. I. c. 10.
**) Plutarch. Sympoſiac. L. VIII. c. 8.
***) Lucret. L. V.

machen müſſen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollſtändigen Menſchen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manco-Capac, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heiſſet, es möchte ſich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu unterſuchen, welcher von euch die lächerlichſte Meynung habe; — der groſſe Punct, — und der, den ihr alle zugeben müßt, iſt dieſer, — „daß nur derjenige den Namen des erſten Menſchen verdienen konnte, welcher — der erſte Menſch war, das iſt, bey dem ſich zuerſt die vollſtändige Anlage alles deſſen befunden, was den weſentlichen Unterſchied unſrer Gattung vor den übrigen Geſchöpfen ausmacht; — und wenn wir einmal ſo weit einig ſind, ſo werden wir, denke ich, kein Orakel entſcheiden laſſen müſſen, „ob die Natur (wenn anders Intelligenz und Abſicht in ihren Würkungen iſt) nicht wenigſtens ein Paar ſolcher Menſchen, welches die Gattung zu vermehren geſchickt war, habe hervorbringen müſſen?

Nun läßt ſich wohl nichts anders denken, als daß der erſte Zuſtand dieſer Protoplaſten, ſo vollkommen wir auch ihre Organiſation vorausſezen,

wenig beſſer als eine Art von Kindheit ſeyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angebohrne Ideen geben wollten, wozu wenigſtens die bloſſe Vernunft keine Stimme giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verſchlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten ſie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um ſich aus der erſten Betäubung ſo vieler auf ſie zuſammendrängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerkſamkeit und Uebung mußten ſie bald den Gebrauch ihres Körpers, und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens beſtimmt ſchienen, kennen lehren; und es brauchte, — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erſchaffen wollen, welche in der Natur nirgends ſind, — weder Jahrtauſende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Herr R. iſt nicht dieſer Meynung. Er ſieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policierung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unerſteiglichen Schwierigkeiten umgeben iſt. Er kann nicht begreiffen, wie

ein

ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zu rechte zu machen, und der Vater von seinen Kindern zu seyn? Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen, und anders als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zween, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm, ohne Vergleichung, wie meinem hohen Gönner, dem Sultan Schah-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichste Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreiffen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beyspiel, daß Wiz und Dummheit, auf ihrem äusserſten Grade, einerley Würkung thun. Herr R. hätte vieler Bemühung des Geistes bey dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypotheſe zieht? — Die Hypotheſe selbst ist es, was wir ihm gerade zu wegläugnen. Nichts richtigers, das wilde, ungesellige,

dumme,

dumme, eichelfreſſende Thier, das er ſeinen Menſchen nennt, würde in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons iſt. Wer wollte ſich die Mühe geben, einen ſolchen Saz erſt durch die tiefſinnigſten Erörterungen zu beweiſen? Das heißt die Gründe debattieren, warum vermöge der Geſeze der Mechanik ein Gichtbrüchiger ſchwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die ſchönen Antitheſen, die er bey dieſer Gelegenheit ſpielen läßt! Doch — wir müſſen ihm nicht Unrecht thun; es iſt ſein ganzer Ernſt; er ſieht alle dieſe ungeheuren Schwierigkeiten würklich von denen er ſpricht, und ſie müſſen wohl gewiß entſezlich in ſeinen Augen ſeyn, weil ſie ihn beynahe dahin bringen, ſeine Zuflucht zu einem Deo ex machina zu nehmen. *) Gleichwohl würden alle dieſe Phänomen auf einmal verſchwunden ſeyn, wenn er nur dieſe zween Säze, die ſimpelſten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„ daß die Menſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von Anfang an in Geſellſchaft gelebt, — und

„ daß

*) S. 36.

„daß der Urheber der Natur, ohne der Ordnung derſelben Gewalt anzuthun, Mittel genug gehabt habe, dem Menſchen die Entwicklung ſeiner Fähigkeiten und die Erfindung der dazu nöthigen Mittel zu erleichtern.“

8.

Man könnte übrigens unſerm Philoſophen den Saz — „daß, der Perfectibilität ungeachtet, die meiſten Fähigkeiten des Menſchen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können, eingeſtehen, ohne daß ſeine Hypotheſe viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge von pſychologiſchen Phänomenen erklärt, — die daher rührende Begnügſamkeit an jedem erträglichen Zuſtande, in welchem dieſer Trägheit am wenigſten Gewalt geſchieht, und die durch beydes verdoppelte Macht der Gewohnheit laſſens uns leicht begreifen, wie ein Volk, zumal in einem Clima, welches die Würkung dieſer Urſachen noch verſtärkt, Jahrtauſende durch, in ſo fern es immer ſich ſelbſt überlaſſen iſt, in einem ſehr unvollkommnen Zuſtande zurückbleiben könne.

Sitt-

Sittliche und politische Ursachen hemmen in China den Fortgang der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuern, und in einigen Stücken sehr policierten Reiche, noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrohrnen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben, und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seekalbsfällen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären. Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zug der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurückgehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben, und einen andern Menschen zu erblicken, um die süsse Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines gleichen zieht.

Und nur zu seines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle dieser aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Empfindungen, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüssen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Glauben der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden," (sagt der gröſſeste Kenner des menschlichen Herzens der mir bekannt ist) „mit „dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann, und ausrufen: alles ist öde! — Ich „declariere, sagte ich, indem ich meine Hände mit „einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß „ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen „wollte, über welches ich meine Zuneigung ergiesen könnte. — Könnt' ich nichts bessers thun, „so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrthe hefften, oder mir irgend eine melancholische Cypresse

aus-

„ ausſuchen, um eine Art von Freundſchaft mit ihr
„ zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten lieb-
„ koſen, und ſie zärtlich um ihren Schuz begrüſſen.
„ — Ich wollte meinen Namen in ſie ſchneiden,
„ und ſchwören, ſie wären die liebenswürdigſten
„ Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub,
„ ſo würd' ich mit ihnen trauren, und mich mit
„ ihnen freuen, wenn ihr lachendes Ausſehen mich
„ beredete, daß ſie ſich freueten." *)

Stellen wir uns einen Menſchen vor, der aller Geſellſchaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geſchmachtet, und die Hoffnung, jemals wieder ein menſchliches Angeſicht zu ſehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrſcheinlich, daß in dieſem elenden Zuſtande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geſchöpfes, ſo gar eine eckelhafte Spinne ein Gegenſtand für ſeine zärtlichſten Regungen werden könnte? — daß dieſe Spinne nach und nach in ſeinen Augen ſo ſchön werden könnte, als die reizendeſte toſcaniſche Amaryllis in den Augen ihres platoniſchen Schäfers; daß er ſie

*) Sentimental Journey Vol. I. p. 85.

auf seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich, durch die anhaltendeste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessiren, bey der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genug wäre, sie zu verliehren, sie mit heissern Thränen beweinen und über ihren Verlust untröstbarer seyn würde, als er, in andern Umständen, über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre? —

Ich erinnere mich ehmals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausün gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von Vincennes, des Königsteins und anderer Einsiedlereyen von dieser Classe erfahren zu seyn, Gelegenheit haben, ähnliche Beyspiele zu erzählen wissen.

Man würde vergeblich einwenden, daß sich von einzelnen Beyspielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schliessen lasse. Denn alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus allgemeiner Erfahrung von unserer Gattung wissen, bewegt uns den

Trieb

Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Spleen, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, sich freywillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben. —

Und wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiset die Geschichte der alten thebaischen und andrer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem T** pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung, die man haben kann, als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich, so haben diejenige, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Na-

tur hineingetragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Herr R. in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegengesezten, sondern ein blosser Fortgang in dem nemlichen Stande; Ein Fortgang, dessen relative Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsre Einwendungen helfen, wenn (wie Herr R. sehr wahrscheinlich findet) „ es wirklich eine Art von Menschen „ gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zer„ streut, keine Gelegenheit ihre virtuellen Fähig„ keiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Voll„ kommenheit erworben hätten, und sich, mit ei„ nem Wort, noch wirklich in dem primitiven „ Stande der Natur befänden? " —

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdige Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Mayomba in der africanischen

Pro-

Provinz Loango, und im Königreiche Congo, welches nach Dappers Bericht voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nemliche Art von Geschöpfen sind, welche überhaupt in Africa Pongos oder Quojas-Morros, und in Ost-Indien Oran-Utang genennt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Grösse eines Menschen, aber viel dicker, und so stark, „ daß zehen Negern nicht „ genug wären, um einen davon lebendig zu fangen. " Sie gehen auf zween Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionierlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Negern ihrer nicht gar sehr verschieden, ausser, „ daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, „ und daß ihre Miene etwas wildes und gräßliches „ hat. "

Ihre Weibchen haben eine volle Brust, — wiewohl nicht ganz so gewölbt, und vermuthlich auch nicht so weiß als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen,

St. Preux ſo beſchwerlich war. *) — Dieſe Thiere ſind ſehr böſe, wenn man ihnen zu nahe kömmt, und ſo launiſch, daß ſie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Geſichte ſieht. Indeſſen ſind ſie doch groſſe Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Negern, — (ein Umſtand, aus welchem Herr R. hätte folgern können, daß ſie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigene Weibchen muß doch wohl jede Negerinn eine Venus ſeyn) — und die beſagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über dieſen Punkt von ihnen. Man ſieht ſie truppenweiſe in den Wäldern ziehen, und dann ſind die reiſenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen ſicher; ob ſie gleich keine andre Waffen führen, als ihre Fäuſte, oder einen Prügel. — Sie freſſen kein Fleiſch, ſondern nähren ſich — (wie andre Affen auch) blos von Früchten und wilden Nüſſen. Sie pflegen ſich um die Feuer, welche die Negern, wenn ſie durch die Wälder reiſen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu verſammeln, und gehen nicht eher vom Plaze, bis das Feuer erloſchen iſt;

*) Nouv. Heloiſe Tom. I. p. 71.

„ ohne

„ ohne den Verstand zu haben, (sagt Battel) Holz oder Reiser herbeyzutragen, um es zu unterhalten.“ *).

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, welche in Sierra Leona den Namen Barrys führen. Diese Barrys lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen, und den Bratspieß zu wenden. Die Negern lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten, als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Herr R., der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die Pongos auszudehnen, diese ehrlichen Barrys vorbeygeht, welche in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen.

*) Allgem. Beschreib. der Reisen ꝛc. im III. Th. S. 264, 280, 320, ꝛc.

Und was hindert uns, aus ähnlichen Gründen, auch die groſſen Affen an der Sanaga, von denen La Maire in seiner Reiſe nach den canariſchen Inſeln ſpricht, den Rouſſeauiſchen Menſchen beyzugeſellen? Sie thun ſich truppenweiſe zuſammen, wenn ſie auf die Nahrung ausgehen, und unterdeſſen, daß die übrigen Beute machen, ſteht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nemliche Weiſe auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeugen eine Zärtlichkeit für ſie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewiſſen Kräutern, welche ſie erſt käuen, und dann auf die Wunde legen.

„Wer weiß wie viel andre Züge von Wiz, Empfindung, Geſelligkeit, und Perfectibilität an dieſen Geſchöpfen noch zu entdecken wären, wenn ſie — von Leuten, welche alles ſehen was ſie ſehen wollen, — von Philoſophen beobachtet wurden?“

Doch Herr R. ſcheint ſich zu begnügen, einen neuen Zweig des menſchlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Im

Indeſſen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns dieſe Ehre erweiſet, vieles, wo nicht das Ganze, von ihrer Stärke verliehren, ſo bald man das Intereſſe nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypotheſe begierig macht, Phänomene zu Beſtätigung derſelben aufzutreiben.

Die Nachrichten, ſpricht er, welche **Battel**, **Purchaß** und **Dapper** von ihnen geben, beweiſen, daß dieſe Herren keine guten Beobachter waren; ſie machen falſche Schlüſſe; man merkt, daß ihnen nur nicht in den Sinn gekommen iſt, daß dieſe edeln Geſchöpfe etwas beſſers als Affen ſeyn könnten. —

Alles wahr, aber was gewinnen die Pongos dabey?

Unſre Reiſebeſchreiber (fährt Herr R. ſinnreich fort) haben ſich in den Kopf geſezt, dieſe Creaturen, welche von den Alten unter dem Namen der **Satyrn** und **Faunen** für **Götter** gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach beſſerer Unterſuchung wird man vielleicht finden, daß ſie

Men-

Menſchen ſind; — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwiſchen beyden Extremis in der Mitte.“

Es gäbe ein gutes Mittel, meynt er, wodurch auch die dümmſten Beobachter ſich bis zur Demonſtration überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und ſeine Brüder zur menſchlichen Gattung gehörten oder nicht. — Was für ein Mittel mag das ſeyn? — Seine Sittſamkeit hat ihm nicht erlaubt ſich hierüber deutlich zu erklären; — eine Scrupulosität, welche an einem Philoſophen, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben ſcheinen möchte; — indeſſen giebt er doch genugſam zu verſtehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu ſehen, was daraus würde. —

Der Gedanke iſt der ſimpelſte von der Welt, und wir bedauren nur, daß er, wie Herr R. ſelbſt bemerkt, nicht practicabel iſt; — zwar nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unſerm Philoſophen hier aufſtößt; ſondern hauptſächlich des beſchwerlichen Umſtands wegen, weil dieſe Pongos, ſeine Protegierten, die brutalſte Art von Liebhabern ſind, die man ſich einbilden kann. Nach den Erzählungen

zählungen der Negern hätte sich der Fall, den Hr. R. andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerinn, welche in ihre Händel fiel, aus ihren Umarmungen mit dem Leben davongekommen. — Und so ist freylich das Project einer Colonie nicht practicabel.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen in den Stand gesezt seyn werde, den Pavianen in Loango, Congo, Borneo und Java Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, glaubt Hr. R. wenigstens eben so viel Grund zu haben, über diesen Artickel sich an den Capuziner Merolla, — „einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache ein Augenzeuge, und bey aller seiner Naivität dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey" — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß, und andre Compilatoren.

Und was sagt denn Merolla, auf dessen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fiengen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber — das ist alles was ihn Herr R. sagen läßt,

und das ist wenig. Er hätte hinzusezen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugiesischen Statthalter zu Loanda ein Geschenke gemacht habe; — und das ist auch nicht viel mehr als gar nichts. Alles, was wir zur Sache dienliches daraus nehmen können, ist, „daß die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewisse Art von Affen wilde Männer nennen" und dies sagen zehen andre Reisebeschreiber Batteln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet, auch.

Ich würde mich bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beyspiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann."

Herr R. glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existens seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidianischen weit hinter sich zurücke läßt, und beynahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung

eines

eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der aberglaubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemals einen spizigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrten Mann, und — fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit — Ein sehr entscheidendes Beyspiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die untenstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war. *)

10. Man

*) Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem Afrikanischen Königreiche Congo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thron-Prätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben, und ihm zur Crone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem grössesten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein grosses Heer auf (sagt Merolla, der damals in Congo war) und gieng gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelauffen. Seinen Soldaten blieb also kein ander Mittel übrig, den Feinden

10.

Man könnte sich wundern, warum Herr R. — welchem aus einer kleinen Partheylichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse

den Abbruch zu thun, als alles aufzuessen, was sie zurückgelassen hatten. Unter andern bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich grossen Hahns, der einen grossen eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versichert seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute declarierten ihm, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er zehnmal den T. im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt, und in einem grossen Topfe so lange gekocht, biß er fast sehr zerstotten war. Hierauf schütteten, sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebeth, (denn es waren so gute Christen als es die neubekehrten Negern zu seyn pflegen) und sezten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greifen wollten, siehe! da fiengen die gesottene Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich flugs wieder so gut zusammen zu fügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz der Hahn stund in wenigen Augenblicken frisch und gesund auf seinen Füssen, gieng etliche mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreymal mit den

Flügeln

niſſe und Vermuthungen, die ſeiner guten Meynung von ihnen günſtig ſind, wichtig genug ſcheinen, — einen Umſtand von der gröſeſten Wichtigkeit vorbeygegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er ſeine Nachrichten gezogen, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieſer iſt Franz Moore, Factor der

Flügeln, machte ein entſetzliches Getöſe, — und verſchwand. Ob mit Hinterlaſſung des gewöhnlichen Wahrzeichens hat der Ehrwürdige Pater vergeſſen zu berichten. „Jedermann," ſetzt er, nachdem er dieſe Geſchichte mit aller möglichen Naivität und Ernſthaftigkeit erzählt hat, hinzu) „kann ſich leicht einbil„den, was für ein Schrecken die Anweſenden bey „dieſem Anblick überfallen mußte, welche unter tau„ſend Ave Maria vom Platze liefen, und den mei„ſten Umſtänden dieſer ſchrecklichen Begebenheit nur „von ferne zuſahen. Sie ſchrieben ihre Erhaltung „lediglich dem Gebethe zu, das ſie vor Tiſche geſpro„chen hatten, ſonſt wären ſie gewiß alle umgekommen, „oder vom Teufel beſeſſen worden." So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten, einen homme d'eſprit!

der Königl. africaniſchen Geſellſchaft in England, ein Mann von ſchätzbarem Charakter, deſſen Nachrichten überdies die neueſten ſind, welche wir von den Ländern haben, wo der ſogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den 6ten April 1735. unweit der Factorey zu Joar ſpazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, deſſen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich geſehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen ſo dick als eines Mannes ſeiner geweſen ſey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „es wä„re der Fuß von einem Thiere, welches ſie in ihrer „Sprache den wilden Mann nennten; es gäbe de„ren viele in dieſem Lande (nehmlich um den Fluß „Gambra) ſie würden aber ſelten gefunden, ſie „wären ſo geſchlank als ein Menſch, giengen eben „ſo wie wir auf zwey Beinen, und bedienten „ſich einer Art von Sprache.“

Dieſes letzte wäre, wofern es damit ſeine Richtigkeit hätte, ein Umſtand, der uns über unſre Verwandſchaft

wandtſchaft mit dieſen Geſchöpfen wenig Zweifel übrig lieſſe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon ſagen, als was er von einigen Negern gehört; und was ſie ihm davon ſagten, (und vermuthlich alles was ſie ihm ſagen konnten) iſt zu unbeſtimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben ſchon aus dem Barbot angeführt, daß die Negern in Sierra Leona von den Barrys das nehmliche glaubten; und alles mit einander verglichen, iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Barrys zu eben derſelben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongos, und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Negern dieſen Affen zuſchreiben, ſcheint ſich mehr auf Schlüſſe, als auf Beobachtung zu gründen; und ſo gerne wir beſagten Negern glauben wollen, wenn ſie von dem reden, was ſie ſehen oder hören; (in ſo fern es nur einigermaſen glaublich iſt) ſo billig iſt das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüſſe ſezen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen dieſen verworrenen, und zu Feſtſezung eines ſichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugniſ-

ſen haben mag, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß zu ſeyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugſamer moraliſchen Gewisheit behaupten zu können, daß dieſe Menſchenähnliche Affen keine Menſchen ſind. Wären ſie es, warum ſollten ſie ſich nicht ſchon längſt zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum ſollte ein junger Orang-Utang, dergleichen ſchon einige gefangen worden ſind, unter policierten Menſchen nicht eben die Progreſſen machen, die ein junger Caraibe oder Hottentotte macht, wenn er auf Europäiſche Art erzogen wird?

Doch genug, und vielleicht ſchon zu viel von Hypotheſen, welche man an jedem minder ernſthaftem Manne, als Herr R. iſt, für Ironien halten müßte.

II.

Die Theorie des Philoſophen Jean-Jaques, ſo wenig Ehre ſie der Menſchheit macht, iſt doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige

jenige, welche uns Swift in Güllivers Reiſen aufdringen will, iſt haſſenswürdig. Die Freunde dieſes auſſerordentlichen Mannes — vor deſſen Genius ſich der unſrige ſo tief bückt, daß wir es kaum wagen, ihn zu tadeln, ſo ſehr er's auch in dieſem Stücke verdient, — möchten ſeine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß ſie uns bereden wollen, ſie für eine ſatyriſche Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Laſters, und die wichtige moraliſche Wahrheit, daß der Menſch dadurch unter das Vieh ſelbſt degradirt würde, in das helleſte Licht habe ſetzen wollen. Aber niemand, der den dritten Theil der Reiſen Güllivers mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird ſich eine Sache überreden laſſen, welcher der Augenſchein auf allen Blättern widerſpricht. Swift, deſſen eingewurzelter Menſchenhaß, auſſerdem, durch ſo viele eigene Geſtändniſſe in ſeinen vertrauten Briefen, nur allzuwohl conſtatiert iſt, ſcheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als ſeinen Leſern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu laſſen, daß die beſagte Erfindung aus einem andern Geiſte gefloſſen ſey, als dem Haß der menſchlichen Natur — einer ſo unnatürlichen Leidenſchaft an einem Men-

ſchen, daß Swift vermuthlich, ſo wie er der erſte iſt, der einzige bleiben wird, der dieſen abſcheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieſer, nicht mit der zufälligen Verderbniß derſelben, hat er es zu thun. Seine Yahoos ſind von Natur die übelartigſten, boshafteſten und unflätigſten von allen Thieren; und dieſe Yahoos ſind ihm gerade das, was Rouſſeau natürliche oder wilde Menſchen heißt. Unſer ganzer Vorzug vor ihnen beſteht darinn, daß wir uns, durch Kunſt und mit der Länge der Zeit, einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unſre natürliche Untugenden zu vergröſern, und ſie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat. *)

Rouſſeau iſt alſo, in Vergleichung mit Swift, noch ſehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Sein Menſch iſt von Natur ein harmloſes gutartiges Thier, wenigſtens ſo gutartig als irgend ein anderes, von der grasfreſſenden Art; die Geſellſchaft allein iſt die Quelle ſeiner Verderbniſſe. Der Swiftiſche Yahoo hingegen iſt das abſcheulichſte unter allen

*) Voyage to the Houyhnhmus ch. VII.

allen Ungeheuern, von Natur, und durch Kunſt; die leztere vergröſert ſeine angebohrne Häßlichkeit, indem ſie ſie ſchminken will. Rouſſeau formiert ſeinen Wilden, indem er ſo lange von einem Menſchen herunter ſchnizelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier: Swift ſeinen Yahoo, indem er dem Menſchen alles Schöne abſtreift, alles Gute bis auf die zarteſten Faſern aus ſeinem Herzen herausreißt, und aus allen möglichen Laſtern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbenſten unſrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern ſeltne Phänomene geweſen ſind) abſtrahirt hat, eine Carricatur zuſammen ſezt, deren Exiſtenz, wenn ſie erwieſen werden könnte, ein unüberwindliches Argument gegen das Daſeyn Gottes wäre. Rouſſeau will uns überreden, zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er ſich in den Kopf geſezt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheuſalen, deren ſich die Natur ſchämt, die der Abſcheu der ganzen Schöpfung ſind, die ſich ſelbſt eines in dem andern verabſcheuen, — und wenn er eine menſchenfreundliche Abſicht dabey gehabt hat, — nun, wahrlich, ſo hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es

unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seinen Spleen, seinen von vielen Jahren her gesammelten vatinianischen Haß gegen seine Landesleute, und besonders gegen die Hofparthey unter Georg dem Ersten auszulassen, und auf einmal für tausend würkliche und eingebildete Beleidigungen sich zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein Herz wie das seinige war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nämlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beyzubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen, und blasphem gegen die Natur werden, um ein Geschöpfe, an dem, bey allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel liebenswürdiges sieht, zu einem so monstrosen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen; er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstören,

alle

alle ihre Züge und Lineamenten verzerren, alle die feinen Nüancen verwiſchen, durch welche die Natur unſre Vollkommenheiten und unſre Mängel, wie ein geſchickter Coloriſt abſtechende Farben, mit einander verbindet, und durch tauſend faſt unmerkliche Miſchungen im Ganzen die reizendſte Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das ſchönſte Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verſtümmeln, zerkratzen, überſudeln; — und wie hätte er ſeinen Genie, ſeinen Witz, ſeine Kenntniſſe, welche vielleicht noch kein Schriftſteller in ſolcher Maaſe beyſammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn ſeine Abſicht geweſen wäre, ſich ſelbſt mitten unter dem menſchlichen Geſchlechte eine unzerſtörbare Schandſäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des Philoſophen Jean Jaques der mindeſten Zweydeutigkeit unterworfen wäre, ſo könnte man ſich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftiſche Abſicht dabey gehabt, da er ſeinen primitiven Menſchen in den Pongos von Mayomba und Congo gefunden zu haben glaubt. Denn, in der That, wenn etwas in der Natur

ſeyn ſoll, das dem Menſchenhaſſer Gulliver eine Idee zu ſeinen Yahoos geben konnte, ſo müßten es die Pavians ſeyn, von deren Brutalität die Reiſebeſchreiber aus dem Munde der Negern Beyſpiele erzählen, welche ſie dieſes Namens würdig machen. — Aber der ganze Zuſammenhang der Rouſſeauiſchen Theorie beweiſet, daß er keinen ſolchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftiſchen Huyhnhnm's und Yahoos einzulaſſen, um dadurch zu beweiſen, wie ſehr er ſich durch beyde an der menſchlichen Natur verſündiget habe, würde eine würkliche Beleidigung der letztern ſeyn.

Es bedarf keines mühſamen Beweiſes gegen Herrn Rouſſeau, da die Wilden in Neu-Holland nur Embryonen von Menſchen ſind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu beſtimmt iſt, ewig Embryo zu bleiben. — Aber es bedarf noch weniger eines Beweiſes, daß Homer ſeine Helden, und Plutarch die ſeinigen, Xenophon ſeinen Sokrates, ſeinen Cyrus, und ſeine Panthea, — und die Phidias, Alcamenes und Apelles der Griechen,

chen, ihren Apollon, ihre Venus, ihre Grazien von keinen Yahoos abcopiert haben.

Indessen konnten wir doch nicht umhin, das Unrecht, welches zween so berühmte Misanthropen, — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens, — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, im Vorbeygehen zu rügen. Denn wir können und wollen nicht länger bergen, daß die Hauptabsicht dieses Buches ist, uns der Menschheit gegen alle diejenigen anzunehmen, welche ihre wahre Züge verunstalten und mißzeichnen, es sey nun, daß sie den Menschen zu sehr erniedrigen, oder zu sehr erhöhen: und daß wir uns, dieser Absicht zu folge, bemühen werden, so evident, als uns nur immer möglich seyn wird, zu machen:

Daß wir keine Ursache haben, uns verdrießen zu lassen, keine Pongo's, keine platonische Ideen, keine arcadische Schäfer, keine stoische Weisen, keine Feen-Helden, keine Engel, und keine Huyhnhnm's, sondern — Menschen zu seyn; aber daß wir sehr wichtige Ursache haben, unsre

Maaß-

Maaßregeln gegen alle und jede zu nehmen, welche uns zu etwas beſſerm oder ſchlechterm als Menſchen machen wollen; —

Daß die Natur Recht daran gethan habe, uns gerade ſo zu machen, wie wir ſind, und daß es ihre Schuld nicht ſey, wenn gewiſſe Leute, — aus einem ihnen ſelbſt unbewußten Fehler ihrer Augen, — tauſend Schönheiten in dem vollkommenſten der ſichtbaren Werke Gottes überſchielen, — oder, was nur gar zu ofte begegnet, würkliche Schönheiten für Fehler anſehen; —

Daß ein gut Theil mehr dazu gehöre, die Natur corrigieren zu wollen, als die Eigenſchaften, welche einen guten Mönchen, und die Talente, welche einen ſubtilen Dialektikus, oder einen Phantaſie-reichen Schwätzer ausmachen; —

Daß man die beſagte Natur mit ſehr geſunden und ſehr ſcharfen Augen beobachtet, und ſehr lange, ſehr fleiſig, nicht in Syſtemen, oder verfälſchten Urkunden, ſondern in der Natur ſelbſt ſtudiert haben müſſe, ehe man ſich anmaſen dürfe,

ihre Auswüchse und üppige Schößlinge abschneiden zu wollen; —

Daß Verstümmelungen keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen seyen; —

Daß eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und wahre Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, wider die allgemeine Gesetze des Schönen eben so gröblich verstose, als die Vertügaden, Wülste und Halskragen des sechszehnten Jahrhunderts, welche der Figur einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend, deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten, zu sonderlichem Schutze dienen konnten;

Daß die Fehler der menschlichen Natur größtentheils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt seyen, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben; und daß sie liebenswürdige Schwachheiten habe, welche man ihr lassen soll, weil sie dienen können, gewissen Tugenden

eine

eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann; —

Daß alle Verderbnisse der Menschheit aus zween Hauptwurzeln entspringen, — der Unterdrückung, und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerey, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt; —

Daß die Verderbnisse von der zweyten Classe von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet worden ist; aber, daß es ungereimt sey, einigen reellen Nutzen von den Maasnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen Zweig der sittlichen Verderbniß besonders nimmt, so lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift, oder angreiffen darf; das ist, so lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, die ihr die

Ty-

Tyrannie in gewiſſen Jahrhunderten und in gewiſſen Strichen des Erdbodens angeworfen haben; —

Daß bis dahin alles was die Philoſophie, — es ſey nun auf einem Throne, oder auf einem Lehrſtuhl, aus dem Cabinet eines Miniſters oder eines Schriftſtellers, — zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch, mehr oder weniger, die Ketten des Aberglaubens und der willkührlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Palliativen (welche das Uebel nur ſo lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und gröſerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen beſteht, wodurch die Sachen, mit einer klugen Abwechslung von piano und forte, einer gründlichen Verbeſſerung näher gebracht werden; —

Daß dieſe gründliche Verbeſſerung, bey einem jeden Volke, demjenigen Fürſten aufbehalten ſey, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben werde, eine Geſetzgebung zu bewerkſtelligen, wo die wahren Triebfedern der menſchlichen Natur auch die Triebfedern des Staats ſind; wo die möglichſte Freyheit mit der wenigſten Un-

gele-

gelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat, als das Intereſſe des gemeinen Weſens; wo die verſchiedene Stände und Claſſen der Nation zu ihrer Beſtimmung durch die weiſeſten Inſtitute gebildet werden, und die Geſetze nicht als Geſetze ſondern als Gewohnheiten ihre Würkung thun; wo die Religion den groſen Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepfleget werden, aber, gleich den Männchen im Bienenſtaate, keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend aufzumuntern als zu bezahlen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig, und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen iſt; mit einem Worte, wo dieſer lezte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes FELICITAS PVBLICA nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſetzgebung, de-

ren

ten Möglichkeit nur ſolche läugnen könnten, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Realiſierung mitzuwürken; —

Talia ſaecla, ſuis dixerunt, currite, fuſis,
Concordes ſtabili fatorum numine Parcae.

Daß, dieſes Befehls der Parzen an ihre Spindeln ungeachtet, keine Hoffnung ſey, dieſe goldne Zeiten, durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder wie man in den Schulen ſpricht, per ſaltum, kommen zu ſehen; daß der Anfang der Zubereitungen dazu zwar ſeit dem fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in dieſen verfloſſenen dreyhundert Jahren mancher Schritt auf dieſem Wege gethan worden; daß es aber vonnöthen ſey, die Füße im Fortſchreiten etwas weiter auseinander zu ſetzen, wenn man vor dem nächſten platoniſchen Jahre beym Ziele zu ſeyn geſonnen wäre; und daß eine jede Pauſe uns um etliche Schritte zurückwerfe, welches niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem ſchwerbepackten und ſchlecht beſpann-

oder Erzählungen der Mutter Loye von den vergangenen Zeiten, im 1769ſten Jahr dieſes unſers philoſophiſchen und geſchmackvollen Jahrhunderts, in unſre teutſche Mutter- und Heldenſprache gedollmetſchet worden ſind.

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.
Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

I.

In der Hoffnung, daß es unſern Leſern nicht zuwider ſeyn werde, den Philoſophen Tlantlaquacapatli wieder in ihrem Wege zu finden, — eine Hoffnung, welche ſich auf die Sympathie gründet, die ein jeder Autor zwiſchen ſich und ſeinen Leſern vorausſetzt; — deſto ſchlimmer für den Autor, oder für den Leſer, oder für beyde, wenn er ſich darinn betrügt; denn —

"Gut, Herr Autor; da haben wir Sie auf der That ertappt! Läugnen Sie es nun, wenn ſie

können, daß Sie ein Nachahmer, ein offenbarer Nachahmer von Triſtram Shandy ſind! Die Digreſſionen, die Affectation von wunderlichen Wendungen, die Parentheſen, die, wie die Becher der Taſchenſpieler, dutzendweiſe in einander ſtecken, die vielen Querſtriche, welche der Himmel weiß was bedeuten ſollen, und nichts bedeuten, kurz, alles was ſich am leichteſten nachahmen läßt, verräth beym erſten Anblick, daß ihr Buch eine Art von Triſtram ſeyn ſoll; oder vielleicht ſo ein Ding,

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere ſi velit, &c.

vom Kopfe bis zur Bruſt Helvetius von der Bruſt bis zum Nabel, Yorik, und vom Nabel bis zum Fiſchſchwanz Montagne, oder Brantome, oder ſo was! Sehen Sie, daß wir Sie ausfindig gemacht haben? Und wie konnten Sie Sich auch einbilden, daß Leute, wie wir, ſo einfältig ſeyn würden, Sie für ein Original zu halten? —"

Für ein Original? Original vous-même! Lernen Sie, wenn ich bitten darf, daß ein kleiner Unterſchied zwiſchen original ſeyn, und ein Original ſeyn iſt! — Doch, wir wollen nicht um Worte zanken. In der That, meine Herren, ich fühle

das quisque ſuos patimur manes, und demüthige mich vor ihrem Beobachtungsgeiſte; Und um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Autor mit einer ehernen Stirne bin, will ich Ihnen, unter uns, geſtehen: —

„daß keine Zeile, die ich jemals geſchrieben habe, oder künftig ſchreiben werde, weder quoad materiale noch formale, oder (um mich ihrer Lieblings-Phraſen zu bedienen) weder in Erfindung noch Dispoſition; noch Zeichnung, noch Haltung, noch Ausdruck, noch Farbengebung, noch Licht und Schatten, original iſt; ja, daß ich nicht einmal Rahmen, Schnitzwerk und Vergoldung für meine eigene Erfindung geben kann.“ — Und in ganzem Ernſte, —

Wenn die vier Elemente, Feuer, Waſſer, Luft, und Erde, nebſt Sonne, Mond, und Sternen, die Cometen, und ihre Schwänze mitgerechnet, — ferner Bacchus, Ceres, Pales und Pomona, mit allen ihren Subdelegierten, welche mich mit Speiſe und Trank — und die Gänſe, welche mich mit Federſpulen verſehen, — nicht weniger,

Wenn alle die Götter, Halbgötter, Helden, Könige, Fürſten, Grafen, Herren, Ritter und

Knechte, die irrenden und ihre Stallmeister mit eingeschlossen, nebst allen den Philosophen, Rednern, Poeten, Geschichtschreibern, Romanschreibern, Legendenschreibern, Zeitungsschreibern, und allen andern Arten von Schreibern in der Welt, sammt allen übrigen Classen, Ständen, Zünften, Innungen, Divisionen und Subdivisionen der Menschen beyderley Geschlechts, — deren Leben und Thaten, Tugenden und Laster, Systeme, Compilationen, Projecte, Hypotheſen, Träume, Reisen zu Wasser und zu Lande, auf dem Pegasus, Onocephalus, Hippogryphen und Steckenpferde, studierte und extemporisierte Werke. Reden, Apothegmata, Einfälle, Thorheiten, Leidenschaften, Schwachheiten, u. s. w. mir jemals Stoff und Nahrung für das, was einige Leute meinen Geist zu nennen belieben, gegeben haben, — wenn, sage ich, alle diese vorspecificierte leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige Geschöpfe jeder das Seinige wieder zurückfordern sollten: So muß ich bekennen, daß mein vorbesagter Geist kahler und nackter dastehen würde, als die weltbekannte Krähe in der Fabel.

Auch,

Auch, und insonderheit, will ich Ihnen, meine liebe Herren, hiermit unverhalten lassen, daß —

So ferne Sie Sich die Mühe geben wollen, von Homers Batrachomyomachie und den Fröschen des Aristophanes an, bis auf die neulich zum erstenmal publicierte Republik des Diogenes — alle launische Schriftsteller (von denen, wie Sie wissen, immer einer den andern nachgeahmt hat) und vom Berosus und Sanchuniathon bis zum Uebersezer der Erzählungen meiner Mutter Gans, alle Verfasser von Helden- Ritter- Gelehrten- Staats- Liebes- und Wundergeschichten, — nebst einer beträchtlichen Anzahl von sehr ernsthaften Philosophen, Moralisten, Politikern, Rechtsgelehrten, Naturforschern, Antiquariern, Theosophen, Cabbalisten, Rosenkreuzern, u. s. w. nach meinem demüthigen Beyspiele, durchzulesen, — Sie bey angestellter Vergleichung finden werden.

„daß in meinem ganzen Buche keine Beobachtung, kein factum, kein Gedanke, keine Empfindung, kein Ausdruck, keine Wendung, keine Construction, ja kein Wort, Strich, noch Tüpfelchen

chen iſt, welches nicht in irgend einem der bemeldten Schriftſteller, — und vermuthlich auch in der ungeheuren Menge von Schriftſtellern majorum und minorum gentium, die ich nicht geleſen, noch jemals mit Augen geſehen habe, — explicite oder implicite, actualiter oder virtualiter, hundert- tauſend- ja millionenmal anzutreffen wäre; "

Alſo, und dergeſtalt, daß ich allerdings faſt eitel, unbeſonnen und lächerlich wäre, wenn ich mir ſchmeicheln wollte, etwas ſo kluges oder ungereimtes ſagen zu können, welches noch von niemand vor mir, wenigſtens von einem aus Ihrem Mittel, geſagt worden wäre. —

Laſſen Sie mich einen Augenblick zu Athem kommen; ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſe beyden Perioden ſauer geworden ſind. —

Und nun, traute Herren und Freunde, ſollte dieſes mein offenherziges Geſtändniß nicht vermögend ſeyn, mir bey Ihnen ſo viel Gunſt zu erwerben, daß Sie mich als einen reum confeſſum, mit fernern Vorwürfen, der beſagten Nachahmung hal-

halben, verſchonen wollen: So bliebe mir nichts anders übrig, als — meinen Weg fortzuſchlendern, und weder mehr noch weniger zu thun, als ob gar nichts zwiſchen Ihnen und mir vorgegangen wäre.

Aber, — eh ichs vergeſſe — wollten Sie nicht von der Güte ſeyn, und uns mit ihrer beſten Gelegenheit erklären, woher es wohl kommen möge, daß dieſer nehmliche Vorwurf der Nachahmung und Nichtoriginalität den Virgilen, Horazen, Boileauen, Racinen, Popen u. ſ. w. von den Bavern und Carbilen, und Pantilen, und Perilen, Cotinen, Pradonen, Denniſſen und Cibbern ihrer Zeit auch gemacht worden iſt?

2.

In der vorbeſagten Hoffnung alſo ſetze ich die Auszüge aus dem Werke des mexicaniſchen Philoſopheu Tlantlaquacapatli fort, womit ich die Leſer zu Anfang dieſes Werkes zu unterhalten geſucht habe.

Ich nenne ihn einen Philoſophen, ungeachtet er (wie ich theuer verſichern kann) weder ein Platoniſt, noch Peripatetiker, noch Stoiker, noch Averroiſt,

roïst, noch Chaldäer, noch Manichäer, weder ein Thomist, noch Scotist, noch Occamist, noch Ramist, weder ein Cartesianer, noch Poiretianer, noch Leibnizianer, noch Newtonianer, noch Wolfianer, noch Crusianer, — sondern in der That nichts als Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotsohoitls Sohn, und Rath des Kayfers Motezuma des ersten, war; wiewohl die Geschichte versichert, daß sich dieser Prinz seines Raths in seinem ganzen Leben nur ein einzigesmal bedient habe. Bey welcher Veranlassung dieses geschehen sey, muß ich (um nicht wider Willen in eine abermalige Digression zu gerathen) auf die erste Gelegenheit versparen, wo ich von der Kunst handeln werde, großen Uebeln durch kleine Hausmittelchen zu begegnen.

Ich sage also, — ich nenne ihn einen Philosophen, gerade darum, weil er weder ein iker, noch ist, noch äer, noch aner, sondern er selbst war; ein Mann, der weder durch Brillen, noch irgend eine andre Art von Gläsern, sondern aus seinen eigenen Augen sah, weder über alles lachte, noch über alles weinte, von Spleen und Hypochonder

chonder frey, und in Abſicht der Damen weder ein Devirgineur noch ein Combab war, und daher in der Liebe immer das Mittel zwiſchen der Platoniſchen und Büffoniſchen hielt; überhaupt die Menſchen liebte ohne ſie hochzuachten; viel beobachtete, und ſelten decidierte; und überdies die wenig gewöhnliche Gabe hatte, gleich gut in der Nähe und in die Ferne zu ſehen.

Wenn die Züge nicht hinlänglich ſind, mich zu entſchuldigen, daß ich ihn einen Philoſophen nennte, ſo bitte ich die aner, iker, aer und iſten demüthig um Vergebung, und verſpreche ihnen, daß ich auf einen andern Namen für die Leute ſeines gleichen, die ſo wenig mit ihnen ähnlich haben, denken will.

2.

Xoxkox und Xikequetzal, die Stammältern der Mexicaner, waren nun ein Paar, oder richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwoen Hälften beſtund, die von dem Augenblick an, da ſie ſich gefunden hatten, ſich ſo wohl bey einander befunden, daß nichts als

eine

eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre, sie wieder von einander zu reissen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; —

Xopkox wußte so wenig was ein Mädchen, als Xikequezal was ein Knabe war; —

Sie stammten aus zwoen verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten: Sogar ihre Sprache war so verschieden, daß sie einander kein Wort verstehen konnten; —

Es ist also offenbar, daß sie nichts dazu beytragen konnten, einander so liebzuhaben. Die Natur hatte alles gethan.

Die Art, wie sie einander ihre Empfindungen ausdrückten, war beyden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten, bis sie — mußten. Auch dies war Natur, sagt Tlanklaquarapatli.

Ein süsser Schlaf überraschte den ehrlichen Xopkox in den Armen der zärtlichen Xikequezal. Sie schliefen bis der Morgengesang der Vögel sie weckte. Und da giengen die Liebkosungen von neuem

an,

an, bis ſie es müde wurden. Pure Natur, ruft Tlantlaquacapatli aus!

Nun ſahen ſie einander mit ſo vergnügten Augen an, waren einander ſo herzlich gewogen, drückten jedes ſein Geſicht mit ſo vieler Empfindung wechſelsweiſe an des andern Bruſt, daß ſogar ein Teufel, der ihnen zugeſehen hätte, ſich nicht hätte erwehren können, Vergnügen darüber zu haben, — ſagt Tlantlaquacapatli.

Sie fiengen beyde an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey ſich ſelbſt; er tanzte um das Mädchen herum, ſang, und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andere Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Don Quixote, auf dem ſchwarzen Gebürge, aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum, daß ſie hungerte, als ſie dachte, es werde dem guten Koxkox noch ſo ſeyn. Sie hüpfte davon, ſuchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, ſteckte die Blumen in des Jünglings lockigtes Haar, ſuchte die ſchönſten Früchte aus, und reichte ſie ihm mit einem

ſo lieblichen Lächeln und mit ſo reizendem Anſtand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nectar reicht, — würde mein Philoſoph geſagt haben, wenn er ein Poet und ein Grieche geweſen wäre. Allein da er ein Mexicaner und kein Poet war, ſagte er die Sache ohne Bild, geradezu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unſre Sprache überzutragen vermag; — wiewohl ich geſtehe, daß die Schuld eben ſo leicht an mir als an unſrer Sprache ſeyn kann.

Meine ſchöne Leſerinnen werden empfunden haben, was für ein Compliment ihnen Tlantlaquacapatli durch den angeführten Umſtand macht. — Doch, ich denke nicht, daß es ein Compliment ſeyn ſollte; es iſt würklich bloſe Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweiſen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Xoxkox beſann ſich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächſen einen halben Mond zog. Er führte ſeine Geliebte dahin. Wie reizend däucht' ihm itzt dieſer Ort, da er ihn an ihrem

Arm

Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebesbezeugungen; und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

Diese Blühte von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beysammen gewesen waren, unmöglich, daß ihnen noch eben so hätte zumuthe seyn sollen, wie damals, da sie sich zum erstenmal sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaßner; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäfftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagayen: ja, unser Autor sagt, daß es Tage gegeben habe, wo er vonnöthen gehabt, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundinn aus dieser Indolenz erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen, was wir mit uns selbst machen sollen.

Alles dies ist in der Natur, sagt Tlantlaquacapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger

herzlich, weil dieſe Trunkenheit der erſten Liebe und des erſten Genuſſes aufgehört hatte. Ihre Liebe zog ſich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloſe Vergnügen bey einander zu ſeyn, ſich anzuſehen, oder Hand in Hand durch Hayne und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug. Unvermerkt konnten ſie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn ſie ſich wiederfanden, hielt ſie ſchadloß: ſie hatten etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da ſie ſich zum erſtenmal fanden; ihre Umarmungen waren deſto feuriger, je länger die Abweſenheit gedauert hatte. — Aber daß ſie ſich aus dieſen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abſtrahiren ſollen, welche St. Evremond und Ninon den Liebenden geben: das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Inſtinct, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft beynahe nichts.

Aus dieſer Sympathie ihrer Sinnen und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich ſie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen, welches ſie noch immer eines im andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben,

und

und ſich wechſelsweiſe Hülfe zu leiſten, — formierte ſich, (ſagt unſer Philoſoph) die Identification, welche macht, daß wir den geliebten Gegenſtand, als einen weſentlichen Theil von uns ſelbſt, eben ſo herzlich, aber auch eben ſo ruhig, und mechaniſch lieben, als uns ſelbſt, und „daß es uns eben ſo unmöglich wird, uns ohne dieſen geliebten Gegenſtand, als ohne uns ſelbſt, zu denken.“ Ein Zuſtand, der in gewiſſem Sinn der höchſte Grad der Liebe iſt, aber natürlicher Weiſe, auch eine gewiſſe Unvollkommenheit mit ſich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird; — nehmlich, daß es in dieſem Zuſtande eben ſo leicht wird über einem neuen Gegenſtande den alten zu vergeſſen, als wir bey jedem lebhaftern Eindruck äuſſerlicher Objecte uns ſelbſt zu vergeſſen pflegen, — ſo lieb wir uns auch haben.

4.

Wir übergehen verſchiedene kleine Particularitäten, aus dem einſamen Leben dieſes erſten mexicaniſchen Paars, über welche ſich Tlantlaquacapatli nach ſeiner Gewohnheit weitläuftig

ausbreitet, — weil er für Mexicaner schrieb, — um uns bey einem Umstande zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Philosoph hat, wie alle Leute, die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meynungen. Uns däucht, es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre, ohne eine künstliche, aus articulierten Tönen zusammengesetzte Sprache zu bleiben? Es ist wahr, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er aller seiner Wohlredenheit aufbeut, um uns die Glückseligkeit anzupreisen, worinn die Stammältern seiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne sich einer andern Sprache als der allgemeinen Sprache der Natur, gegen einander zu bedienen.

Anfangs scheint mir das Factum selbst, worauf er sich beziehet, verdächtig zu seyn. Allein bey mehrerem Nachdenken glaubte ich nicht nur die Möglichkeit davon, sondern auch die Wahrscheinlichkeit ganz deutlich einzusehen.

Sie

Sie hatten, däuchte mir, keine künſtliche und conventionelle Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich raiſonnierte — oder deraiſonnierte — entſcheidet ſelbſt, meine Leſer — folgender Geſtalt;

Wenn wir von unſern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon ſich Koxkox und Kikequezal und jedes andere Paar, das ſich jemals in ihren Umſtänden befunden hat, nichts träumen laſſen konnten, alle Wörter und Redensarten, welche ſich auf unſre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unſere Geſetze, Policey, Gebräuche und Sitten, auf unſre Künſte und Wiſſenſchaften, und auf unzählige Bedürfniſſe, welche der rohen Natur fremde ſind, beziehen: So würde der Ueberreſt eine ſo arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völkchen in der wildeſten Inſel des Südmeers haben kann.

Aber auch dieſe arme Sprache wäre noch mehr, als die erſten Mexicaner ſchlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde ſchwerlich andre Wörter haben,

ben, als für Gegenstände, welche man einander eben so gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur eben so gut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade so viel genützt haben, als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, eh sie Ideen hatten, und wie sollten sie Ideen von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch unbekannt war. Mit so wenigen Bedürfnissen als sie hatten, und in einer Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinnen, dem süssen Gefühl ihres Daseyns, und den Ergiessungen ihres Herzens überlassen, ohne daß ihnen einfiel, ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen, oder sie mit Namen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daß ihr würklicher Genuß das höchste Gut der Wilden, und der lezte Zweck der unruhigen und mühvollen Bestrebungen des gröseſten Theils aller

übri-

übrigen Menſchen iſt, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer dieſem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigſten von ihnen es jemals erreichen können.

5.

Die Philoſophen, welche der menſchlichen Seele einen immer regen Trieb und angebohrnen unerſättlichen Hunger nach Ideen zuſchreiben, haben, die Natur vielleicht nicht genug in ihr ſelbſt, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meynungen ſtudiert. Wenn es ſo wäre, wie ſie ſagen, warum fänden wir ſo wenig Begierde ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bey den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Namen der Wilden und Barbaren den gröſeſten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieſer heftige Wiſſenstrieb ſelbſt unter geſitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders, als durch einen Zuſammenfluß beſonderer Umſtände erregt und unterhalten wird? Mir däucht, diejenigen, die ſich, dieſes angeblichen Grundtriebes wegen, auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organiſation des Körpers

liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn soll, und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken, mit dem Verlangen nach Ideen, welches zwey sehr verschiedene Dinge zu seyn scheinen. Besondere seltene Instanzen, die hievon eine Ausnahme machen, oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menschen genosen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu untersuchen, was die Vegetation sey; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten vorhergehen, bis es auch dem speculativsten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbst nachdem unter scharfsinnigern Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkührlichen Begriffen und kindischen Hypotheſen? weil es bequemer war, schimärische Welten in seinem Cabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Betrachtungen anzustellen, um zu erfahren nach welchen Gesetzen die würkliche Welt

ge-

gebaut sey. — Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere Particular-System in der Natur. Eines davon scheint zu seyn, daß nichts als Bedürfniß oder Leidenschaft den Menschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande herauszugehen, worinn er, ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äussern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen von einer Phantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beydes — dem Schäferglück,

An Chloens Brust von Nichtsthun auszuruhn,

überlassen kann; — es wäre denn, daß durch einen Concurs besonderer Umstände, (wobey jedoch Bedürfniß oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beschäfftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall, der sich ausser der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl denken läßt. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder interessanter Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches, ordentlicher Weise, zu Glück oder Ansehen

oder

oder beydem führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvorkommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von dieser Seite war also, wie mir däuchte, kein Grund, warum unsre ersten Mexicaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben sollten.

6.

Aber vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wäre denn, daß wir uns den ehrlichen Roxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füssen seiner Astrâa liegend vorstellen wollten, wie er ihr in einer süssen nonsensicalischen Sprache quintessenziirte Empfindungen vorschwätzt, bey denen er wahrscheinlicher Weise nicht mehr denkt, als sie davon versteht; welches, wofern die Natur sich nicht auf eine oder andere Art ins Spiel einmischte, ungefehr der albernste Zeitvertreib wäre, den man sich im Stande der Natur, oder in irgend einem Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die

Die Empfindungen bey unſerm erſten mexicaniſchen Paare mußten etwas ganz anders ſeyn, eine ganz andere Wahrheit und Stärke haben, als diejenige, womit man zu unſern Zeiten, in einem Stande der ſich ſo weit vom Natürlichen entfernt hat, ſo viel Geräuſche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie ſie hatten, auszudrücken, iſt nur die Sprache der Natur fähig: dieſe allgemeine Sprache, die, von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menſchen verſtanden wird, und, in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unſrer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen iſt, als die vollkommenſte Wörterſprache von der Welt.

Diejenigen, welche dieſe allgemeine Sprache, dieſen beynahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Geſichtszügen und Gebehrden, entweder in der Natur ſelbſt, oder in den Wundern der Pantomimik ſtudiert haben, wiſſen, in welcher bewundernswürdiger Vollkommenheit das Angeſicht und überhaupt der ganze Körper des Menſchen zu dieſer Abſicht organiſiert iſt. Wieviel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Geſichts, ein Blick,

ein

ein air de tête ſagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geſchmeidigkeit werden dadurch auch die ſubtilſten Züge der Empfindungen, ihre verlohrenſten Nüancen, ihre leiſeſten Uebergänge und geheimſte Verwandtſchaften ſichtbar! Durch ſie, und durch ſie allein, können Seelen ſich, wie unmittelbar, mit Seelen beſprechen, einander berühren, durchdringen, begeiſtern, und mit ſtürmiſcher Gewalt dahinreiſſen. Durch ſie bringt der Redner oft in einem Augenblicke Würkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredſamkeit mit den ausgeſuchteſten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beyſtande hat der theatraliſche Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beyſpiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bey den Zuſchauern die gewaltigſten Erſchütterungen hervorzubringen. Kurz, dieſe Sprache der Natur iſt die wahre Sprache des Herzens; und dieſemnach ſehe ich nicht, warum unſre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntſchaft wenigſtens, eine andere nöthig gehabt haben ſollten, um einander Empfindungen mitzutheilen, an welchen Kunſt und Raffinement ſo wenig Antheil hatten.

Mit

Mit einem ganzen Volke hat es freylich eine andere Bewandniß. Denn, ungeachtet aller Ungemächlichkeiten, Zweydeutigkeiten, Mißverständnisse, Irrthümer, Wortkriege, u. s. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, biegsamer und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu seyn, als daß ein ganzes Volk von solchen natürlichen Pantomimen alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen seyn würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bey der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankömmt mit dem Herzen des andern zu reden, sondern mit seinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Gebehrden entweder gar nicht oder nur auf eine zweydeutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Kopkop selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbey war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundinn in seiner Muttersprache zu unter-

unterrichten; und daß dieſe Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayen, nach und nach immer reicher und vollkommner geworden ſey.

Die groſe Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künſten, war nicht ſie zu einem gewiſſen Grade von Vollkommenheit zu bringen, ſondern den erſten Grund zu legen. Eben ſo war der groſe Punct bey Erfindung der Mahlerey einen Menſchen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreiffen, und den Conturn eines menſchlichen Schattens an eine Wand hinzureiſſen. Aber die Natur ſorgte gemeiniglich ſelbſt für dieſe erſten Einfälle, welche den Künſten den Urſprung gaben. Der erſte Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des ſchönen Geſchlechts verſichert, eine Liebhaberinn.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Xopkop und Kikequetzal, wenn ſie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, ſich ſelbſt eine erfunden hätten. Das natürliche Verhältniß zwiſchen gewiſſen Tönen und gewiſſen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieſes hätte ſie

eben

eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig seyen, eine Menge manchfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hatten, zu gebrauchen. Dieser erste Fund einer conventionellen Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen, der rollende Donner würde durch Worte ausgedrückt worden seyn, welche den Schall, den sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Aehnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen anderer Sinnen zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden, — und so ist es vermuthlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben, als die Natur.

7.

Die Liebe (ſagt der weiſe Tlantlaquacapatli) iſt unſtreitig der beſte und wohlthätigſte unter allen unſern Trieben, ſo wie ſie der ſüſſeſte iſt; — er redet von der Liebe in der weitläuffigſten Bedeutung dieſes Wortes. Sie iſt die wahre Seele des Menſchen, welche alle ſeine Empfindungen entwickelt, alle ſeine Fähigkeiten in Bewegung ſetzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die ſympathetiſche Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Menſch nichts zu thun haben, als zu eſſen, zu ſchlafen, und ſein Geſchlecht zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der König der Affen ſeyn, — aber auch dieſer Vorzug würde ihm von den ſtärkern und muthigern Pongos ſtreitig gemacht werden.

Nicht bloß die Noth, auch die Liebe iſt die Mutter der Künſte. Der Menſch, der die unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Lebens, Speiſe und Trank, eine Höhle und eine Geſellinn hat, wird darauf bedacht ſeyn, wie er dieſe Güter auf die bequemſte und angenehmſte Weiſe genieſſen möge. Die Natur ſelbſt fodert ihn gleichſam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexico iſt eines von den Ländern, über welche

die

die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu geniessen. Die Witterung ist so gemäßigt, daß Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzählige Manchfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allen Jahrszeiten freywillig hervorkommen, ersparte, oder erleichterte wenigstens, den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daß selbst in den folgenden Zeiten, da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Erndte zu erhalten.

Bey allen diesen besondern Vortheilen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse, oder wenigstens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäfte an. Sie bauten sich Hütten; sie pflanzten Obst- und Blumengärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunst sie zu spinnen, und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten. Tlantlaquacapatli schreibt die erste Erfindung dieser und aller andern Künste der Mexicaner dem sinnreichen Xoxox und der zärtlichen Kikequetzal

zu. Wenn wir ihm glauben, ſo erfand jener auch die Flöte, und dieſe die Kunſt aus den bunten Federn des Colibri und des Senſütl Kleidungsſtücke und andre feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunſt, welche von ihren Nachkommen auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Acoſta und andere Geſchichtſchreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde, ihre natürlichen Reizungen durch einen künſtlichen Putz zu erheben, iſt, nach der Meynung unſers Philoſophen, bey den Schönen ein Inſtinct, deſſen Würkung ſich auch bey den wildeſten Völkerſchaften äuſſert. Blumen, ſchöne Federn, ſchimmernde Steine ſcheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu ſeyn. Eine Schöne, ſagt er, putzt ſich unſtreitig deſto lieber und deſto ſorgfältiger, wenn ſie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn ſie keine andere Geſellſchaft hätte, als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde ſie ſich für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Geſang und vom Tanze war die ſchöne Kikequetzal die Erfinderinn. Jenen lernte ſie dem Vogel Senſütl ab, dem die Mexicaner ſeines lebhaften und tonreichen Geſangs wegen einen Namen gegeben haben, der fünfhundert Stimmen

be-

bedeutet: dieſen wurde ſie, wenn Koxkox an einem ſchönen Abend die Lieder dieſes muſikaliſchen Vogels auf ſeiner Flöte nachahmte, oder ihrer eignen begleitete, von der Natur ſelbſt gelehrt.

Welch ein glückliches Paar, ruft Tlantlaquacapatli aus! bey einem Leben, welches ein Gewebe von Unſchuld, Liebe und Vergnügen war; — wie glücklich, wenn ich mir ſie unter dem ſüßduftenden Schatten ſelbſtgepflanzter Lauben, von ihren leichten Geſchäfften ausruhend denke — ihn ſein braunes Geſicht an ihren Buſen gelehnt, beyde mit älterlicher Wolluſt den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zuſehend, die in den anmuthigſten Gruppen ein manchfaltiges Bild der ſchönen Natur und der ſüſſeſten Unſchuld darſtellen! — Ich geſteh es, ſetzt er hinzu, daß ich die Gemählde, die mir meine Phantaſie von dieſen glücklichen Menſchen macht, bis zur Schwachheit liebe; und wenn ich mich dieſem reizenden Traum eine Weile überlaſſen habe, und dann meine Augen aufhebe, und die Urbilder dazu unter den Menſchen um mich her ſuche, und — nicht finde; ſo kann ich mich nicht erwehren, in meinem erſten Unmuth, auf unſere Verfaſſung, Geſetze und Policey, und, wenn ich der Sache länger nachgedacht habe, auf die Natur ſelbſt ungehalten zu werden,

welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

8.

Auf die Natur selbst ungehalten zu werden? Da möchte Tlantlaquacapatli wohl eben so wenig Recht haben, als Plinius, den es verdroß, daß wir keinen Pelz oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

Und warum sollte Unschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volks seyn können? —

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Severamben, oder demjenigen, wornach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen wöchte. Es giebt würklich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt, und, wenn sich kein mißgünstiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte eben so glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arcadiern realisiert, — und von dem wir unsern Lesern künftig mehr zu sagen gedenken. Aber,

Aber, ein einzelnes Beyſpiel vermag nichts über unſern Philoſophen, — zumal wenn er einen Anſtoß von Spleen hat. Ich kann mir freylich einen Zuſammenhang von günſtigen Umſtänden denken, ſagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzal mit ihren Nachkommen, vielleicht bis in die zehnte Generation, unſchuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird mir läugnen, daß ein ſolcher Zuſammenhang, unter einer Million andrer Combinationen, in einer Million von Jahren, einmal würklich werden kann? — Aber was hilft uns das (fährt er fort) ſo lang es nur einen einzigen Umſtand braucht, um eine Unſchuld zu zerſtören, die ihre ganze Stärke von Unwiſſenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzal waren ein Paar ſehr unſchuldige gute Leute, ſo lange ſie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten ſie anders können? Sie thaten einander gutes — weil ſie ſich liebten; und was hätten ſie davon gehabt, einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür ſtehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwiſtigkeiten unter ihnen gegeben hätte: aber dieſe machten nur den Schatten im Gemählde ihrer Glückſeligkeit; und das Vergnügen der Ausſöhnung war deſto lebhafter. — Sie liebten ihre Kin-

der, — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeizige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eiteln Mutter über die wachsenden Reizungen einer Tochter, in denen sie erblickt, was sie nicht mehr ist, statt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so lange sie — Kinder waren. — Aber was half sie alles das? Ein einziger Umstand — wir wollen die Sache, so weit es möglich seyn wird, mit Tlantlaquacapatli's eignen Worten erzählen.

9.

Neun oder zehen Jahre ungefehr hatte die Glückseligkeit der ersten Aeltern in Mexico gedauert, als Xikequetzal einsmals, mit ihrem kleinsten Kinde an der Brust, sich etwas weiter, als gewöhnlich, von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und gieng hin, Früchte von naheſtehenden Acaciastauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke

danke war, daß Xoxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit offnen Armen entgegen — aber da sie ihm beynahe in die seinigen gelauffen wäre, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Xoxkox war.

Ein spitzfündiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daß Kikequetzal, welche so gute Augen hatte, zu sehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte, daß es nicht Xoxkox war. Wir antworten ihm aber,

1.) daß wir uns auf die größten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sey; und

2.) hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daß es ihr Mann sey, sagte ihr in dem nehmlichen Augenblicke ihr Herz, und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

3.) keinen Gedanken hatte, daß ausser ihr und Xoxkoxen noch eine andere menschliche Creatur der Ueberschwemmung entronnen sey.

In diesem Puncte hatte sie sich geirrt, wie wir sehen. Denn dieser Mann war einer von den we-

nigen Entronnenen, und, was noch seltsamer war, von ihrer eigenen Nation, — wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach, mocht' er wenig unter vierzig Jahren seyn. Es war ein starker mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abentheuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Es war in allen Betrachtungen ein fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt, — einsame Colapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünctlichen Beobachtung ihrer Geliebte, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete; — können sich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Revolution, bey Erblickung der schönen Kikequetzal, in dem ganzen animalischen System dieses Mannes vorgieng. Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drey Tage lang wider seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu: aber es ist doch das einzige, welches einigermasen die Natur und die Heftigkeit der

Be-

Begierde ausdrückt, mit welcher er seine nervigten Arme ausstreckte, um die freywillig anlaufende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Xoxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war, und, nach mexicanischer Landesart, nicht mehr Bart hatte als Xoxkox, das ist, wenig mehr als nichts, so hatte er doch in diesem Moment etwas so gräßliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heishungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrey zurückfuhr. So laut schrie sie, daß Xoxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber Xoxkox lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, mit seinen Kindern, und dachte an nichts.

Weil der Mann auf sie zugieng, und, ich weiß nicht was, sagte, worauf sie in der Angst nicht acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die virgilische Camilla,

Kaum wurden von ihren geflügelten Solen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der

nach

Nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen seyn, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Lauf hielt sie inn, blieb etliche Augenblicke stehen, und lief hierauf eben so schnell wieder zurück, als sie davon geflogen war.

Der strengste Casuist wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte sich auf einmal ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurückgelassen hatte; und nun wich auf einmal der Furcht, ihr Kind zu verlieren, alle andre Furcht. Tlantlaquacapatli behauptet, daß dieses im Charakter einer Mutter, und eines so unschuldigen Geschöpfes sey, als Kikequetzal war.

Der Mann machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche — sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist loszukommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Declamation des berühmten Herrn von Büffon gegen das sittliche in der Liebe nicht gelesen; *) aber er handelte so vollkommen nach dem Gründsatz dieses modernen

*) Allgem. Historie der Natur 2. Th. II. B. S. 37. u. f. nach der teutschen Ueberseţ.

dernen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexico durchirret hatte, um zu suchen, was ihn, nachdem er längst alle Hoffnung aufgegeben, ein glücklicher Zufall in diesem Gebüsche finden ließ.

Unser Autor meynt, — vermuthlich aus Partheylichkeit gegen seine Stammmutter, — daß es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, in welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihn einen guten Theil seiner Haare gekostet; und Kikequetzal war doch sonst das sanftmüthigste und weichherzigste Geschöpfe von der Welt. Aber eine solche Bezeugung — wir halten uns versichert, daß ihr keine Dame in der Welt die Wuth übel nehmen wird, worinn sie bey einer solchen Begegnung gerieth — —

Aber daß sie sich besänftigen ließ — Wird auch wohl mehr als eine seyn, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genug hat, sich, mit gänzlicher Abstraction von allem was sie ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexicanerinn zu setzen, und wenigstens sich selbst zu gestehen — —? Das

Das beſte iſt, die Damen — (welches Wort ich hier wie allezeit in einer ſehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überſchlagen das folgende Capitel gänzlich. Sie würden mich durch dieſe Gefälligkeit ſehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuſchlagen, iſt doch keine Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man es, nach Hagedorns Meynung, einem Frauenzimmer nicht verbieten ſoll, wenn man will, daß ſie nicht im Entenpful herumwatte. *) Aber niemand kann eine edlere Meynung von Ihrem liebenswürdigen Geſchlechte haben als ich. Sollte ich hierinn von der einen oder andern meiner ſchönen Leſerinnen zu ſchmeichelhaft denken, — ſollten einige ſich durch meine Warnung verleiten laſſen, das folgende Capitel eben darum zu leſen, weil ich's Ihnen verboten habe, nun, ſo mögen Sie Sichs ſelbſten zuſchreiben, wenn ſie leſen, was ihnen nicht gefällt! Ich waſche meine Hände, — oder vielmehr, ich habe ſie im 17ten Capitel des erſten Buches ein für allemal gewaſchen.

10.

Der Mann war durch den Anblick der ſchönen Mexicanerinn, in den Umſtänden, worinn er,

*) Hagedorns Poetiſche Werke II. Theil. S. 306.

er, besagter masen, sich befand, in einen solchen Paroxysmus gesetzt worden, daß er in dieser ganzen Sache bisher bloß mechanisch und animalisch zu Werke gegangen war; worüber ihn der Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantlaquacapatli zuckt die Achseln und fährt in seiner Erzählung also fort: —

Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

Rikequetzal, — voll Unmuth und Galle, daß sie den Mann nicht so sehr hassen konnte, als sie gerne gewollt hätte, — bediente sich des ersten günstigen Augenblicks, sich loszureissen.

Der Mann fühlte vermuthlich in diesem Augenblicke, trotz dem Büffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daß er einer so liebenswürdigen Creatur nicht wie ein Mann, sondern wie ein Pavian begegnet habe. In dem Augenblick, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich zu ihren Füssen, umfaßte ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr wohl bekannt war, so dringend und so demüthig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sie war entschlossen, ihm nicht zu vergeben; aber

aber vor Erſtaunen, ihre Mutterſprache reden zu hören, blieb ſie etliche Augenblicke ſtehen, und betrachtete den Mann zum erſtenmal mit Aufmerkſamkeit.

„So klein dieſer Fehler ſcheint, ſagt Tlantlaquacapatli, ſo war es doch — der einzige, den ſie in dieſer ganzen Sache machte. Die folgenden machten ſich von ſelbſt, ohne daß ſie etwas dazu konnte. — Es war ein ſehr großer Fehler, meine liebe Landsmänninnen!“

Die Figur eines Herkules oder Gladiators iſt nicht allen Schönen ſo gefährlich, als ſie es der Gemahlinn des Kaiſers Marcus Antonius war; *) — aber Fauſtina iſt doch auch gewiß nicht die einzige von zehen, denen ſie gefährlich iſt; und — wenn eine ſolche Figur, nach einem ſolchen Auftritt, in keiner exactern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit ſo ungeſtümmen Begierden, als die ſeinige waren, zu euern Füſſen liegt, — ſo iſt alles was der übertriebenſte Schmeichler eures Geſchlechts ſagen kann, daß in dieſem Falle unter fünfen wenigſtens vier Fauſtinen ſeyn würden. —

Das

*) S. *de Servies* Hiſtoire des femmes des Empereurs Tom. III. p. 122. ſeqq.

Das Beste, meine werthen Freundinnen, ist, daß es heutiges Tages, wenigstens in den politesten Theilen von Europa, keine Herkulesse, und noch weniger so ungestüme giebt; — und, wofern es auch unter der unedlern Classe von Menschen einen gäbe, daß es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemals in einer solchen Positur zu euern Füssen befände.

Aber der guten Mexicanerinn Schuld war es nicht, daß sie sich in diesem Falle befand. Die arme unschuldige Creatur! Sie machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spat!

II.

Tlantlaquacapatli läßt sich sehr angelegen seyn, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meynung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reihe von Gründen an, wodurch er diese seine Meynung zu unterstützen vermeynt. Er behauptet, die gute Dame Xikequetzal sey in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite attaquiert worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine, wie uns däucht, sehr gründliche Betrachtung über „die

„Unvollkommenheit des Standes der rohen „Natur, und über die Nothwendigkeit, das mo„ralische Gefühl zu deutlichen Begriffen und Grund„sätzen zu erheben, und den Schwachheiten und „Blösen der menschlichen Natur durch die Philo„sophie zu Hülfe zu kommen, deren höchstes Mei„sterstück eine weise Gesetzgebung ist.“ — Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzal hatte gar keinen Begriff davon, daß Xoxkox bey ihrer dermaligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten interessiert seyn könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. Sobald es also der Mann dahin gebracht hatte, daß sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit, ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Xoxkoxen geliebt, als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen, und Sinnen angenehme Empfindungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeugte ihr so viel Liebe, daß sie sehr undankbar zu seyn geglaubt hätte, ihm die Empfindlichkeit zu verbergen, die sie dafür hatte. Ihr gu-

tes Herz machte sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte, für ihren Wohlthäter ansehen; und nach diesem Grundsatz hatte der Mann in der That ein ausserordentliches Recht an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daß sie hierinn einen gedoppelten theoretischen Fehler begieng; — einmal darinn, daß sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzuhohen Werth beylegte; und dann, daß sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt, was bloser Instinct war, und ihm für das Gute verbunden zu seyn glaubte, das er sich selbst that. Unser Autor entschuldigt seine Stammmutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen ihre Schuld würklich sehr vermindert. Aber wenn unter den politesten Nationen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur sieben wären, welche eben so falsche Schlüsse machten, — womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände: und da diese eben so wenig Lust zu haben schien, jenen zurück zu lassen, als er Lust hatte sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen, daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bey dem guten Koxkox an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden. Mit Vergnügen theilte er seinen Vorrath mit ihm; Kikequetzal versah das Amt eines Dollmetschers; und da der Fremde sehr viel Vergnügen darüber bezeugte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu seyn geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage ganz vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Wesen gut war, die ihm nichts Uebels thaten, hatte eine so grose Freude über seinen neuen Freund, daß er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die schöne Kikequetzal schien sich hierinn ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

12.

Der mexicanische Philosoph behauptet, daß die Eifersucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sey; nehmlich —

1. In einer Gesellschaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist; und ausser dem nur alsdann, wenn

2. Die

2. Die Gleichheit bey der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besonderer Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen keinen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muß.

Unglücklicher Weise glaubte der gutherzige Koxkox nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne Xikequetzal bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Standhaftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch, bey allem dem, der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquacapatli selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punct zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, Tlaquatzin (so hieß der Mann) hatte gewisse Vorzüge vor dem guten Koxkox; — aber, was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man sich schämen müßte?

Ihre Liebe zu Koxkoxen hieng, so zu sagen, nur noch an zween schwachen Faden; an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniß,

welches er gegen ihre Kinder hatte; denn, daß er Vater dazu war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe auch dieſe Faden abzureiſſen. War die Erinnerung des Vergangenen für Xoxkoxen, ſo ſprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder, die ſie hatte; ſo unterließ dieſer nichts, um es vergeſſen zu machen, die ſie künftig haben würde. Die Wage neigte ſich alſo immer auf Tlaquazins Seite.

So viel Kaltſinn von einer Perſon, die die Wolluſt ſeines Herzens geweſen war, und die kleinen Proben, die er ſtündlich davon erhielt, übermochten endlich ſeine Geduld; und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anſcheinende Geringfügigkeit der Veranlaſſung, iſt der ſtärkſte Beweiß, wie geneigt man auf beyden Seiten zu einer Trennung war.

Xikequetzal pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieſes die Lieblingsfarbe Xoxkoxens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Die Dame hatte alſo nichts eilfertigers zu thun, als ſich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war

in

in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte ſich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren. Koxkox ließ ſich einfallen, dieſe Partheylichkeit für die gelbe Farbe und dieſe Unbilligkeit gegen die himmelblaue ſehr übel zu finden. Es kam zu einem bittern Wortwechſel zwiſchen ihm und der ſchönen Kikequetzal. Tlaquatzin blieb kein müßiger Zuſchauer dabey. Er rechtfertigte den Geſchmack der Dame, aber in einem ſo beleidigenden Ton, daß Koxkox alle Mäſigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den erſten Krieg an, der ſeit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der ſchuldloſen Gefilde von Mexico ſtörte. Koxkox blieb ſeinem furchtbaren Gegner keinen Streich ſchuldig; er wehrte ſich wie eine Tiegerkatze. Endlich gelang es doch der Schönen, welche den unglücklichen Anlaß zu dieſem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Koxkox, der ſeine letzte Kräfte zuſammengeraft hatte, würde es nicht mehr lange gegen ſeinen überlegenen Rivalen ausgehalten haben. Kikequetzal weinte

kommen; man bemühte ſich um die Wette ihn durch die freundlichſte Begegnung davon zu überzeugen, und Koxkox fand, wir wiſſen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über ſeine Dankbarkeit und die Annehmlichkeiten ſeiner Geſellſchaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts deſto weniger hatte dieſer glückliche Zuſtand nur wenige Wochen gedauert, als Koxkox anfieng, ſich in ſeine vorige Heimat und zu ſeiner noch immer geliebten Kikequetzal zurückzuſehnen; welche bey der Vergleichung, die er ſich nicht enthalten konnte, zwiſchen ihr und dieſen dreyen Waldnymphen anzuſtellen, von Tag zu Tag mehr gewann. Sein Herz ſchmeichelte ihm, daß ſie ſich vielleicht eben ſo ſehr nach ſeiner Zurückkunft ſehne, und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne groſe Mühe zum Tauſch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumahl da die Tante im Nothfall für zwo gelten konnte. Er ſäumte ſich alſo nicht, ſeinen Freundinnen zu eröffnen, daß noch mehr Perſonen von ſeinem und ihrem Geſchlechte das Glück gehabt hätten, der groſen Fluth zu entgehen; daß er den Weg zu ihrer Wohnung wiſſe; daß dieſe Leute ſehr willig ſeyn würden, ſie in ihre Geſellſchaft aufzunehmen; und daß ſie dort viele

kleine

kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden, und schon des nächsten Tages, mit Anbruch der Morgenröthe, waren die drey Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

14.

Die schöne und unbeständige Kikequetzal hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als einmal gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrigten Tlaquatzin vor dem sanften Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen sehr starken Absatz mit der zärtlichen Begegnung, an welche sie von Koxkoxen gewöhnt worden war, und wie dieser durch seinen Fleiß, und seine Neigung zum Pflanzen, die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte, so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich allein mit der Jagd beschäfftigte, unvermerkt wieder eine Wildniß geworden — Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groß gewesen seyn, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäßiget worden.

In-

Indeſſen war doch auch in der Vorſtellung, Perſonen von ihrem eigenen Geſchlechte zum Umgang zu haben, etwas angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Theilung zu erſetzen ſchien. Auch der herkuliſche Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Urſache, ſich die Wiederkunft ſeines alten Freundes wohl gefallen zu laſſen; denn erſtlich, ſah er ihn für einen Menſchen an, der für ihn arbeiten würde; und zweytens, war es ihm ganz angenehm, ein kleines Serail zu ſeiner Diſpoſition zu haben.

Er machte nicht die geringſte Schwierigkeit, den Vortrag einzugehen, den ihm Koxkox anbot; denn er verließ ſich darauf, daß er den Schlüſſel zu Kikequetzals Herzen habe, ſo oft es ihm einfallen würde, Gebrauch davon zu machen. Er hielt ſich ſelbſt Wort. Aber Koxkox, welcher ſo einfältig nicht war, als er ausſah, beruhigte ſich damit, daß Kikequetzal wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und daß ihm die beyden Schweſtern, und die Tante ſelbſt, ſo viele Gelegenheit zur Rache gaben, als er nur wollte.

15.

Die Gemeinſchaft der Weiber, welche der weiſe Plato in ſeiner ſehr idealiſchen Republik ein-

einzuführen beliebet hat, dörfte auſſer derſelben ſo viele Ungemächlichkeiten nach ſich ziehen, und daher ſo vieler Einſchränkungen und Präſervative vonnöthen haben, daß wir keinem Geſetzgeber rathen wollten, die platoniſche Republik in dieſem Punete zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquacapatli hält dieſe Gemeinſchaft der Weiber, — welche, wie wir nicht läugnen können, in unſrer mexicaniſchen Colonie herrſchte, und von den Aeltern auf die Kinder erbte, — für die hauptſächlichſte Quelle der Verderbniß und Verwilderung der älteſten Mexicaner. Sie zog, ſagt er, eine Menge ſchlimmer Folgen nach ſich.

Die Werke der goldenen Venus, — wie es Homer nennt, oder, wie es unſer Autor gerade zu nennt, das Geſchäffte der Fortpflanzung, welches, nach den Abſichten der Natur die Bände der zärtlichſten Liebe zwiſchen beyden Aeltern ſo wohl als zwiſchen den Aeltern und Kindern enger zuſammenziehen ſollte, — wurde durch dieſe Vielmännerey und Vielweiberey zu einem bloſen animaliſchen Spiele, wobey eine flüchtige Luſt der einzige Zweck und das einzige Gute war, das man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verſtande, die Liebe, die eine Empfindung des Herzens iſt, hörte auf.

Eine

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist; und vice versa.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste, was die Aeltern in der Welt hatten; ein Kind hatte gar keinen Vater, eben darum weil so viele Männer gleiches Recht an diesen Namen hatten.

Die Kinder wurden also mit sehr vieler Gleichgültigkeit, der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Aeltern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlohr sich fast gänzlich; man war seinen Aeltern so wenig schuldig, daß man sich weder verbunden noch geneigt fühlte, sie mehr zu lieben als fremde. Daher die eben so unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mutter hatte, ausserdem daß sie der Vermehrung nachtheilig war; auch natürlicher Weise die schlimme Folge, daß die Kinder eine desto stärkere Disposition zu der nämlichen

lichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhiengen. Daher eine gewisse Salacität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bey der unverdorbnen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grade desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoos wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden, und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendesten Bedürfnisse wird; von den Beyspielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns von der Kindheit an umgeben; lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft keine statt haben, die nur durch den copulativen Instinct beyder Geschlechter, und den Trieb Heerdenweise mit einander zu lauffen, der den meisten zahmen Thieren natürlich ist, zusammengehalten wird.

Bey einer so grosen Schwäche der natürlichen Zuneigungen, hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlichkeiten, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das physische Unver-

vermögen. Ein jedes that alles was ihn gelüstete, ausser wenn er — nicht konnte. Daher Gewaltthätigkeit und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexicaner zu vielen kleinen Horden aufgewachsen waren, in einen unversöhnlichen Haß einer Horde gegen die andre, und in ewige Kriege endigten, die so lange daurten, als von jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebende Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Fleiß, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der Künste ist, — wurden im ersten Keim erstickt. Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreissen, welche den einzelnen Menschen mit jedem erträglichen Zustande zufrieden macht; — sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam, und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung ihnen abzuhelfen, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß sie angenehm

genehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir beſſern unſre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geſchäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht. Alles dies hörte auf, ſo bald die zärtlichen Familienbande aufgelöſet waren. Nach und nach ſanken die Nachkommen von Xoxkox und Tlaquatzin zu einer gefühlloſen Trägheit herab. Sie behalfen ſich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften oder holen Bäumen, und ſuchten in einem gedanken- und arbeitloſen Müſſiggang das höchſte Gut des Lebens.

So ſchildert uns, ſagt Tlantlaquacapatli, die Geſchichte, die Sitten unſrer älteſten Vorfahren. — Wie ungleich jener liebenswürdigen Unſchuld, welche den guten Xoxkox in den Armen ſeiner zärtlichen Kikequetzal beſeligte, als ſie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die ſich am Fuſſe des Gebürges Kulhuakan verbreiten! — Als Kikequetzal ſich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann ſeyn könne, als Xoxkox; und dieſer noch nicht gelernt hatte, ſich für unangenehme Augenblicke in ſeinem Hauſe in den Armen einer andern ſchadlos zu halten; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzal, wenn ſie mit Emſigkeit an einem Bette von den weichſten Federn arbeitete, ſich mit dem Gedanken aufmunterte: er wird deſto ſüſſer ruhen; und Xoxkox, wenn er die Bäume wachſen ſah, die er gepflanzt hatte, ſich an der Vorſtellung ergötzte, daß ſeine Kinder in ihrem Schatten

ſpielen würden. — Und wie wenig (ſetzter mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, dieſe Unſchuld zu zernichten! der verwünſchte Tlaquatzin! Warum mußt' er ſich in dieſe Gegend verirren! —

Doch Tlantlaquacapatli iſt Philoſoph genug, um ſich bald wieder zu recolligiren, und zu geſtehen, daß, wenn gleich Tlaquatzin mit der Tante, und ihren zwoen Nichten nicht geweſen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder ſpäter, die nämliche Würkung hätte hervorbringen können; und er endiget ſeine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Ueberzeugung unterſchreiben. Die Unſchuld des goldnen Alters, ſpricht er, wovon die Dichter aller Nationen ſo reizende Gemählde machen, iſt unſtreitig eine ſchöne Sache; aber ſie iſt im Grunde doch weder mehr noch weniger als die Unſchuld der erſten Kindheit. Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen an die ſchuldloſen Freuden ſeines kindiſchen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind ſeyn? Die Menſchen ſind nicht dazu gemacht, Kinder zu bleiben; und wenn es in der Natur iſt, daß ſie ordentlicher Weiſe nicht anders als durch einen Mittelſtand von Irthum, Selbſtbetrug, unordentlichen Leidenſchaften, und daher flieſſendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können — wer will darüber mit der Natur hadern?

Beyträge
zur
Geheimen Geſchichte
des menſchlichen
Verſtandes und Herzens.
Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

I.

Das menſchliche Herz iſt in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es iſt ein unerſättlicher Abgrund; ſeine Begierden gehen ins Unendliche, u. ſ. f. — Von wie vielen ſinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art iſt dies nicht geſagt worden! — und wer hat es beſſer geſagt als Blaiſe Paſcal?

Es giebt wenige gelehrte Gemein-Plätze (wenn uns erlaubt iſt, das, was man locos communes nennt, durch dieſes Wort im Teutſchen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der groſe Haufe der Gelehrten ſich ſchon ſo viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, ſo erſchöpft, zertreten und ausgenuzt ſeyn ſollten, daß ſie, durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Geſtalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten. Vermuthlich hat es mit dem obangezognen die nämliche Bewandtniß; und wiewohl dieſe Meynung von der Beſchaffenheit unſrer Begierden ſeit unfürdenk-

lichen Zeiten zu so vielen schimmernden Anthiteſen und ſpruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat, ſo könnte doch wohl ſeyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche, und Geheimnißvolle, welches einige deswegen auf die menſchliche Natur geworfen haben, bey genauerer Unterſuchung verſchwände, und es auch hier ergienge, wie es, nach Tlantlaquacapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, ſo haben wir Mühe, dieſen Menſchen zu finden, den die beſagten ſcharfſinnigen und beredten Leute für unſer allgemeines Ebenbild ausgegeben; und ſollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl ſonderbarer Menſchen zu finden ſeyn, ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Demokritus oder Sokrates dieſen leztern, eh ſie ſich mit ihnen eingelaſſen hätten, zuvor eine gute Doſe von Nießwurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, ſagte ich? Das iſt freylich, was man ſchlechterdings thun muß, um den Menſchen kennen zu lernen; und kennen ſollte man ihn doch, um über ihn zu raiſonnieren. Aber wo iſt derjenige, der, in dieſem wichtigen Geſchäfte, ſich nicht genöthigt ſieht, über

das

das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige größtentheils, aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem griechischen Thales, aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu besehen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Carreri, der einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert, und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt. — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrieslich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Protinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreutze, und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach, bloße Speculationen sind. Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sclave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre eine vortreffliche Sache, um einen

Mann in den Stand zu ſetzen, die Oberfläche unſers Planeten, mit allem, was darauf lebet, webet und iſt, ſo gut kennen zu lernen, als ſeine Studierſtube; mit einbedungen, daß er ſich auch der Gaben der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen ſelbſt nur ſehr unvollkommene Nachrichten von Menſchen geben können, die ſie nur im Vorbeygehen geſehen haben; wenig beſſer geſehen haben, als wie man die ſchönen Schattenwerke in einem Savojardenkaſten ſieht. Wie viel würde dasjenige, was Baron von Verulam die Schatzkammer der menſchlichen Erkenntniſſe nennt, dabey gewinnen, wenn ein Philoſoph, der irgend ein verwickeltes moraliſches Problem aufzulöſen hätte, — anſtatt auf etliche unvollſtändige und wenig ſichre Data hin, oder welches beynahe eben ſo viel iſt, auf gerathewohl zu raiſonnieren, oder, welches nicht um den Werth einer hohlen Nuß beſſer iſt, aus willkührlichen Erklärungen und Vorausſetzungen, Deductionen zu machen, welche immer in Gefahr ſchweben, von einer einzigen neuen Beobachtung wie Kartenhäuschen umgeblaſen zu werden, — ſich nur in ſeinen Wagen ſetzen, und ſich in gerader Linie dahin führen laſſen dürfte, wo er das Orakel der Natur ſelbſt befragen könnte; das iſt, wo er weiter

nichts

nichts zu thun hätte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen was ist, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die Bedingnisse dieser Möglichkeit und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse a priori ausfündig zu machen.

Ich will hier dahingestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunct für die speculativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde, sagen, daß dieser Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen, und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

5.

Der Zustand der sogenannten Wilden

οἱ μὲν θεοισι πεποιθοτες ἀθανατοισιν
ουτε φυτευσιν χερσιν φυτον, ουτ' ἀροωσιν,

Die ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter
begehen,

Wie Homer von seinen Cyklopen sagt: —

Und der Zustand der großen asiatischen Despoten, (eines Caliphen im alten Bagdad, oder eines Sultans von Indien, zum Exempel) scheinen die beyden äussersten Linien zu beschreiben, innerhalb welchen das, worinn die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beyde scheinen zu beweisen, "daß sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse."

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimau, der Caraibe, der Hottentott — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn?

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darinn überein, daß diese in unsern Augen so armselige Geschöpfe "sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den bloßen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen."

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt,

bringt

bringt ſeine Muſe mit Tabackrauchen zu, (ſagt der Präſident von Maupertuis) und ſieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica, geſteht ein Mann, der ſie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philoſoph iſt, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fodern dürfte, der Pater Charlevoix, zu: "daß ſie glücklich ſeyen." Er verſichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geſchickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüſte dieſer Hauptſtadt der modernen Welt, nicht den mindeſten Eindruck auf ſie gemacht habe; daß ſie mit dem lebhafteſten Verlangen wieder in ihre Heymath zurückgekehrt, und von allem was ſie in Paris geſehen, nichts ungerne zurückgelaſſen, als die Garküchen, wo ſie immer vollauf zu eſſen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müſſen.

Er iſt ſo billig, hinzuzuſetzen: daß es wohl Franzoſen gegeben habe, welche, nachdem ſie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es ſich ſo wohl bey ihnen gefallen laſſen, daß ſie ſich nicht entſchlieſſen können, in die Colonie zurückzukehren, ob ſie gleich ſehr bequem darinn zu leben gehabt hätten; aber daß ſich jemals ein Wilder an die franzöſiſche Lebensart

ge-

gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punct wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen,) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsere Bequemlichkeiten und erkünstelte Wollüste; bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen, und Tobak rauchen, gebt ihm, wenn ihm hungert, seine Portion Maniok, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Brandtwein aus dem Schedel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will; das ist alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsch, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Caliphe, Sardanapal und Heliogabalus vor diesen Wilden voraus? Worinn ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste thun, von des Huronen seiner unterschieden?

Die

Die Form macht in der That einigen Unterſchied, aber der Stoff iſt der nehmliche. Ein ewiger Cirkel ſinnlicher Ergötzungen, mit Unabhängigkeit und ſorgloſem Müßiggang vergeſellſchaftet, macht dieſen beneideten Zuſtand aus, welcher ſeinen Beſitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwiſchen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunſch zu thun, oder etwas anders zu bedauren, als daß Erſchöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur, und allen Hülfsmitteln der Kunſt zu Trotz, endlich die wollüſtige Scene ſchlieſſen.

Ein berühmter engliſcher Dichter, der Zeitgenoſſe und Rival des großen Shakeſpears, Ben Johnſon, ſchildert in ſeinem Alchymiſten, die innerliche Geſinnungen der meiſten Sterblichen, unter der Perſon des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieſer Unſinnige hat ſich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf ſetzen laſſen, welche in Ben Johnſons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft ſich in kurzem in vollem Beſitze des Steins der Weiſen zu ſehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick ſeiner Zeitigung. In dreyen Stunden wird die Projection vor ſich gehen. Welche Ausſichten

ſichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird ſehr dadurch erhöht, daß er von ſeinen ausſchweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er würklich ſchon im Beſitz habe, ſpricht. In dreyen Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, ſondern auch dieſes wundervolle Elixier in ſeiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug ſind, (wie er ſagt) "aus abgelebten "Greiſen wieder Jünglinge zu machen, wahre Mar"ſe; fähig Liebesgötter zu zeugen! —" Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von ſeinem unſchätzbaren Geheimniſſe machen? — "Ich gedenke (ſpricht er in der Ergieſſung ſeiner Freude) eine ſo große Menge von Weibern und Beyſchläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weiſen auch hatte wie ich; und vermittelſt meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules ſeiner war, robuſt genug, um es mit Fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten ſollen nicht geſtopft ſeyn; aufblaſen will ich ſie laſſen; Pflaum iſt zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie ſie Tiberius von der Elephantis entlehnte; ſie

ſollen

ſollen ganz ein ander Leben haben als dieſe matten Nachahmungen des ſchaalköpfigen Aretins —*) Wolken von koſtbaren Gerüchen ſollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder ſo geräumig und tief ſeyn, daß wir darinn ſchwimmen können; und wenn wir wieder herausſteigen, wollen wir uns auf Schasmin und Roſen trocken wälzen. — Meine Speiſen ſollen alle in indianiſchen Muſcheln, Schüſſeln von Agath mit Golde gefaßt und mit Schmaragden, Saphieren, Hyacinthen und Rubinen beſetzt, aufgetragen werden; — Karpenzungen, Haſelmäuſe, und Cameelsfüſſe, in Spiritus Solaris und aufgelößten Perlen geſotten,**) u. ſ. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug

*) Ich habe in dieſem Gemählde einen ſtarken Zug weggelaſſen, weil er für deutſche Leſer zu anſtößig wäre, wiewohl ihn die Engländer ſogar auf der Schaubühne ertragen können. Mammon ſagt im Original:

— — — Then my Glaſſes
Cut in more ſubtil Angles, to diſperſe
And multiply the Figures, as I walk
Nacked between my *Succubæ* — —

**] Ben Johnſohn bringt hier, ſeiner Gewohnheit nach ſeine Gelehrſamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus einem Raffi-

denzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinneweben seyn soll —" Mit Einem Worte, die ausschweifendesten Begierden, in welche sich Sir Epicur Mammon, in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz, ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heissen. Aber, ich kann mich eben so wenig verhindern zu glauben, daß, wenn Schaam oder Heucheley dem gröfsten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die Meisten gestehen müßten, daß sie, — die

Raffinement von Sinnlichkeit und Muthwillen, eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der catianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Lautitias auf seiner Tafel haben, Karpenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seinen Lakayen, sagt er —

die Haſelmäuſe und Schweinszitzen, und die in Perlen gekochte Cameelfüſſe allenfalls ausgenommen, — die übrigen Ingredienzien in das, was dieſer comiſche Heliogabalus für ſein höchſtes Gut erklärt, ſich ſehr wohl gefallen laſſen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Piſiſtratus an, das feinſte, witzigſte und politeſte Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander? Jener ein Weiſer, ein Geſetzgeber, deſſen Name uns noch itzt Ehrerbietung gebeut; dieſer einer von den ſeltnen Menſchen, bey deren Hervorbringung die Natur ſich ſelbſt zu erſchöpfen ſcheint; ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menſchlichen Geſchlechtes zu ſtehen.

Und wie dachte der eine und der andere über den groſen Punct, wovon hier die Rede iſt? Ihre Praxis kann, denke ich, am beſten von ihrer Theorie reden.

Ich, (ſpricht Solon in dem kleinen Fragment eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat) weyhe den Reſt meines Lebens der Venus, dem Bacchus und den Muſen, den einzigen Quellen aller Freuden der Sterblichen, — Ich denke, das heißt ſich ſehr offenherzig

herausgelaſſen. Es iſt, wenn man will, verfeinerte Sittlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergeſellſchaftet; aber es iſt doch immer Sinnlichkeit. Und aus dieſem Ton ſang der weiſe Solon, nicht etwan in der Trunkenheit der erſten Jugend, ſondern, wie der Silberlockichte Anakreon, in einem Alter, welches den Freunden ſeines Ruhms keinen andern Weg übrig läßt, als zu ſagen, daß er, wie er ſo geſungen habe, zum zweytenmale kindiſch geweſen ſey.

Der groſe Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenſchaften, der beſcheidenſte, der mäßigſte, der enthaltſamſte unter allen Sterblichen war, blieb es nur ſo lange, als der Durſt nach Ruhme, oder richtiger zu reden, als der Enthuſiaſmus für ſeinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle ſeine übrigen Leidenſchaften überwältigte. Allein ſobald er einen groſen Theil dieſes romantiſchen Entwurfs ausgeführt und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten her, mit jedem neuen Schritt, auf ihn eindrangen, ſein Blut ſich genugſam abgekühlt hatte, um auf den Reſt deſſelben Verzicht zu thun, oder wenigſtens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: So legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der

Glück-

Glückſeligkeit eben ſo denke, wie die gewöhnlichen Menſchen. Von dieſem Augenblick an, machten üppige Gaſtmähler, Bacchus-Feſte, perſiſche Weine, und perſiſche Schönen den Gegenſtand der Ergötzungen aus, womit er ſich ſelbſt für die Mühe belohnte, die er ſich gab, um (wie er einſt im Scherz ſagte) die Athenienſer von ſich reden zu machen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmſüchtigſte unter allen Griechen, giebt in ſeinem berühmten Geſpräche mit dem weiſen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine ſehr naive Art zu erkennen, was in ſeinen Augen das ne plus ultra der Sterblichen war. Nachdem ihn ſeine durch Ambition begeiſterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung, endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hat, frägt ihn Cyneas: Und wenn wir nun mit allen dieſen Eroberungen fertig ſind, was fangen wir alsdann an? — Was wir anfangen? ſagt Pyrrhus; das verſteht ſich! dann bringen wir unſer übriges Leben in Ruh und Müßiggang, in Schmäuſen und Feſten und Luſtbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein ſehr ariſtippiſcher Plan

von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas anders auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen, daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die grosen Männer des Alterthums wußten so gut als die Grosen und Weisen unter den Neuern, Geschäffte mit Ergötzungen, und das was sie dem Staat, mit dem was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen beweiset sich doch aus diesen Instanzen, was sie sich für Vorstellungen von der Glückseligkeit in concreto machten, und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir diese einzelne Beyspiele nöthig? Die hohe Meynung, welche die Erdenbewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohl leben und Schmausen ist bey allen Völkern einerley; und womit enden sich alle grosen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feyerlichsten, als

mit

mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre zu thun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Grosen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Gröse der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegeners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principalen durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? So gar, bey Geschäfften, welche die Austerität der Richter am Styx, und die Tugend eines Cato erfodern, nehmen Bankette und Ergötzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in essen, trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlich-

keit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben; so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeder, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reineren Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seeligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhammedaner sehen einander so ähnlich, daß sie Copeyen des nehmlichen Originals zu seyn scheinen. Ewige Muse, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen dieses Ideal von Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der grose Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierinn mit ihrem Beyspiel vorleuchteten.

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nectar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der so-

sokratische Aeschines, einer von den würdigsten Schülern des weisen Athenienſers, ſchildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas die beſſere Welt, zu welcher er dem ſterbenden Apiochus Luſt machen will, als einen Ort, „über welchen „die freygebigen Horen *) einen Ueberfluß aller „Arten von Gewächſen und Früchten ausſchütten; „wo reine Waſſerquellen die blumichten Wieſen er„friſchen, auf denen ewiger Frühling herrſcht. — „Er ziert dieſen ſchönen Ort mit Hallen für die „Philoſophen, und mit Schauplätzen für die Dich„ter; er läßt ſeine Seligen an Tiſchen, welche ſich „von ſelbſt decken, unter einer reizenden Muſik, „ſich gütlich thun, und von ihren Banketten zu „Concerten und Reyhentänzen aufſtehen; und er „vollendet das lachende Gemählde mit zween Zü„gen, welche den allgemeinen Wunſch aller „Sterblichen zu umſchreiben ſcheinen, und ſich in „ſeiner Sprache, der wahren Sprache der Mu„ſen, in vier Worte einſchlieſſen laſſen. — ΑΚΗΡΑΤΟΣ ΑΛΥΠΙΑ, und ΗΔΕΙΑ ΔΙΑΙΤΑ, gänz„liche Befreyung von Schmerz und Traurigkeit, „und ein Leben dem kein Vergnügen fehlt.“ — In der That war dieſes der gewöhnliche Begriff,

*) Die Göttinnen der Jahrszeiten.

den ſich die Griechen von dem Zuſtande der ſeligen Schatten machten; und ich ſehe zwiſchen dieſem Elyſium, und dem Land der Seelen, wohin die Nordamericaniſchen Wilden ihre Verſtorbene ſchicken, keinen andern Unterſchied, als denjenigen, welcher aus den Nüancen entſteht, welche ſich natürlicher Weiſe zwiſchen den Vorſtellungsarten eines politen und eines rohen Volkes befinden.

Ich weiß ſehr wohl, daß ſich einige von den aufgeklärteſten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückſeligkeit deſſelben von einer Erhöhung unſrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinſchaft des höchſten Weſens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel iſt dieſes die eigentliche Vorſtellung geweſen, welche ſich die Anhänger des Zoroaſter, und bey den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zuſtande der Weiſen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine ſehr kleine Anzahl erhabener Geiſter, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahm von den übrigen Sterblichen ausmachen, ſich, wenig-

nigſtens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuſchwingen getrachtet haben, welche gleichwohl ſo weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menſchen erhöht iſt, daß ſie genöthiget waren, ſie in ſinnliche Bilder einzukleiden, um ſich ſelbſt einigermaſen verſtändlich und ihre Leſer oder Hörer gelüſtig zu machen, dieſer unſichtbaren Glückſeligkeiten theilhaftig zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Inſtanzen zu folgen ſcheint, ſeine Richtigkeit damit, daß die Menſchen von jeher ihre höchſte Glückſeligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geſchäfften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens geſetzt haben, und könnte alſo dieſe Uebereinſtimmung aller Völker für die Stimme der Natur ſelbſt gehalten, und daraus ganz zuverſichtlich geſchloſſen werden, „daß die Glückſeligkeit, welche ſie den Sterblichen hienieden zu ihrem zeitlichen Antheil beſtimmt habe, eine Sache ſey, die ihnen ganz nahe, und ſo völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläuftigen Anſtalten bedürfe, um ſich ihrer zu bemächtigen;“ —

Nehmen wir hiezu noch die Betrachtung, daß nach dem unläugbaren Zeugniſſe der allgemeinen

Geschichte, der gröseste Theil der Uebel, welche die Menschheit gedrückt haben, und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt werden, womit man diesen Uebel abzuhelfen vermeynt oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äusserste Verfeinerung der Sinnlichkeit des Geschmacks, und gewisser speculativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem Herrn Rousseau zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, — „daß beydes, Wissenschaften und Künste, sobald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwickelung einschränkt, — ΜΕΧΡΙ ΤΟΥ ΩΦΕΛΙΜΟΥ — so weit ein würklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist *) — aus-

*) Um einer unbilligen Mißdeutung, wozu gewisse gelehrte Beurtheiler sehr geneigt scheinen, vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnterem und so weitsüchtigen Sinne nehme, daß selbst solchen

ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen:"

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Perfectibilität nur bis auf einen gewissen Punct gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir dem Herrn Rousseau glauben, so müßte dieser Punct nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern primitiven Stand anpreißt. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir wenigstens in jenen ersten Rudimenten des geselligen Standes, worinn man die americanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel

chen gelehrten Beschäfftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluß in die Vervollkommung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Claus Rudbecks Atlantica, bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die lingua opica eine Sprache sey, wovon weder er selbst, noch irgend ein anderer Mensch das mindeste verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt.

tel zwiſchen dem primitiven und zwiſchen der ausgelaſſenen Activität unſrer Eigenliebe zu halten *), und iſt, ſeiner Meynung nach, dem Menſchen der zuträglichſte, den wenigſten Revolutionen unterworfen, kurz, der dauerhafteſte und glücklichſte, aus dem, wie er ſagt, der Menſch nicht anders herausgetrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der um unſers allgemeinen Beſtens willen ſich niemals hätte ereignen ſollen.

Wir werden uns in der Folge ein beſonderes Geſchäffte daraus machen, die menſchliche Natur in den Caraiben, und ihren Brüdern in Braſilien, Californien, Canada u. ſ. w. zu ſtudieren; und vielleicht werden wir ſie in dieſen ihren verwilderten Kindern ſich ſelbſt viel ähnlicher ſehen, als es bey dem erſten Anblick ſcheint. Aber ſo beneidenswürdig werden wir ihren Zuſtand ſchwerlich finden, als es dem Herrn R. gefallen hat, ſich ihn einzubilden. Die ſchrecklichen Gemählde, welche

*) Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juſte millieu entre l'indolence de l'état primitif & la petulante activité de notre amour propre, dut etre l'epoque la plus heureuſe & la plus durable. *Diſcours ſur l'inegalité* p. 70.

che uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt und so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Excessen, wozu sie sich dahinreissen lassen, macht, sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall, (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worinn unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise contrastiren und für die Dauer der gemeinschaftlichen Glückseligkeit so wenig gesorgt ist, daß das Vergehen eines einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nation nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Ursache sich zu verwundern, wie Herr R. diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem andern Volke zu finden vermeynt hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne so zu

schei-

ſcheinen, vielleicht das glücklichſte unter allen iſt; — einem Volke, deſſen Sitten und Lebensart uns ein ſo reizendes Gemählde von Unſchuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünſtelten Tugenden darſtellen, daß wir verſucht würden, die Beſchreibung deſſelben für einen ſchönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläßigkeit auf einem minder feſten Grunde als dem Zeugniß des oben bereits angeführten Herrn Franz Moore beruhete, eines Augenzeugen, deſſen geſunder Verſtand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeiten ſeiner Nachrichten Raum läßt.*)

Dieſes ſeinem Urſprunge nach ohne Zweifel arabiſche oder mauriſche Volk hat alle guten Eigenſchaften, die man uns von den Beduinen anrühmt, ohne einige Miſchung von ihren Untugenden. Die Pholeys (ſo nennt ſie Herr Moore) leben Hordenweiſe, in einer Art von Städten, welche jedoch dieſen Namen, in Vergleichung mit den unſrigen, nur ſehr uneigentlich führen, da ſie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten beſtehen, welche mit gemein-

*) S. The Wonders of Nature, and Art. Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. ſeqq. und die allgem. Hiſtorie der Reiſen Th. 3. S. 178. u. f. Das Buch des Herrn Moore ſelbſt, wovon die letztere den Auszug liefert, iſt mir nie zu Geſichte gekommen.

meinſamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menſchen, umgeben ſind. Wir würden verſucht, zu ſagen, das natürliche Gefühl, welches ſich bey keinem andern Volke unverfälſchter erhalten zu haben ſcheint, habe ſie gelehrt, was für einen lächerlichen Contraſt Wohnungen, welche für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, mit dem vorübergleitenden Traum des menſchlichen Lebens machen, wenn nicht ein mehr unmittelbarer Grund, warum ſie keine feſtern Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäſigen Lebensart, und in der Freyheit läge, worinn ſie ſich erhalten wollen, den Ort zu verändern, ſo bald ſie Urſache dazu haben. Denn ungeachtet ſie auf beyden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerſtreut leben, ſo ſind ſie doch (ſagt Moore) von den Königen deſſelben unabhängig, und brechen auf, ſo bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigene Vorſteher, welche ihr Amt mit groſer Mäſigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das, ohne eigentliche Geſetze, blos durch die Güte ſeiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer ſo ſanften und friedſamen Gemüthsart iſt, und ein ſo habituelles Gefühl von Recht und

Bil-

Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen der etwas Böſes thut, allen zum Abſcheu iſt, und niemand ſich findet, der ſich ſeiner gegen die Vorſteher annehmen oder ſich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebohrnen des Landes (denn dieſe Pholeys ſind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, ſo ſind ihre Könige willig genug ihnen ſo viel Land einzuräumen, als ſie anzubauen Luſt haben. Die Pholeys ſind die beſten Viehhirten, und zugleich die emſigſten Pflanzer in ganz Nigritien, und da ſie bey ſo vieler Arbeitſamkeit ſehr mäſig leben, ſo ziehen ſie vielmehr Korn und Baumwolle, als ſie ſelbſt verbrauchen.

Sie leben alſo in einem Ueberfluß des Nothwendigen, und ſie machen eben den menſchenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinſchaftlicher Zug der patriarchaliſchen und homeriſchen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter ſich ſelbſt, ſondern erſtrecken dieſe Gutthätigkeit, ſo weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker, unter denen ſie leben. Sie ſind gaſtfrey und leutſelig gegen jedermann; man braucht nur ein Menſch zu ſeyn, und ihrer

Hülfe

Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Negern es für einen Segen halten, eine Pflanzstatt von Pholeys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Pholey begegnet, interessiert alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sclaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn loszukaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Pholey einem andern Schelt-worte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinen Mangel an Herzhaftigkeit her. Denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit groser Fertigkeit zu bedienen.

Die Pholeys sind ein wohlgebildetes Volk, und verdienen schön genennt zu werden, in so ferne sich die Schönheit mit einer scharzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. Labat, dessen von dem Herrn La Rüe gezogene Nachrichten von ihnen in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürliche Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der seiner wie-

wohl mangelhaften Beſchreibung nach, einen Beweis giebt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambra — eben ſo gut als ehemals am Eurotas, und noch itzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus verſpühren laſſen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieſes Volkes, beſonders bey den Weibern; eine unter den Afrikanern nicht ſehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben ſo viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzoſen. Ihre Pflanzſtätte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäſiges Anſehen, ihre Hütten ſtehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden ſehr ſauber gehalten. Sie ſind ringsum mit Baumwollen-Pflanzungen, und dieſe mit einer Verpfählung umgeben; auſſerhalb derſelben iſt auf der einen Seite ein groſer Platz für ihr Vieh abgeſondert, und auf der andern ein gleich groſer Bezirk, den ſie mit indianiſchem Korn anbauen; und das Ganze iſt mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man ſieht, daß hier die Kunſt wenig zu thun hat; aber wer ſieht nicht auch, daß ſie zum Wohlſtande dieſer Glücklichen nichts hinzuthun könnte?

6.

O! Meine Freunde, (läßt Diderot ſeinen enthuſiaſtiſchen Philoſophen Dorval ausrufen) wenn

wenn wir jemals nach Lampeduſe gehen, um dort, ferne von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans, ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, —

„Das hat die Natur ſchon lange gethan, lieber Dorval! warum nach Lampeduſe? — An die Gambra, zu dieſem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen, dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menſchen auſſer Gefahr ſind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches ſeines Daſeyns froh wird; welches durch eine zum Inſtinct gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen, die es erreichen kann, Gutes thut!“

„Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menſchen, die dieſem Namen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Geſetze und Strafen, was Erziehung, Philoſophie und Religion bey dem policierteſten Volke des Erdbodens bis auf dieſen Tag nicht zu bewürken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verſtand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälſchten Eindrücke der Natur aufzufaſſen! Du verfolgeſt, du verdammeſt niemand; keine blinde und grauſame Partheylichkeit verſchließt dein Herz der rührenden Stimme der Menſchlichkeit! Kein nonſenſicaliſcher Schwätzer, kein Sophiſt, der den Unrath ſeines Gehirns in ſubtile Gewebe ſpinnt, um die ſorgloſflatternde

Einfalt darinn zu verſtricken, kein heuchleriſcher Marabou, kein feiler Cadi, kein raubgieriger Baſſa, haben ſich wider deine Wohlfahrt zuſammen verſchworen! — Glückliches, dreymal glückliches Völkchen! wer ſollte nicht in Verſuchung gerathen, dich zu beneiden? — —"

Ein mittelmäſig erfahrner Leſer begreift von ſich ſelbſt, daß dieſe enthuſiaſtiſche Tirade noch lange fortdauren könnte, wenn es ſo ſehr unſer Ernſt wäre als wir die Miene davon hatten. Was für eine feine Satyre lieſſe ſich bey dieſer Gelegenheit „über alle dieſe „Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer „Verfaſſungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Poli„cey, von ihrem groſen Fortgang in den Künſten und „in den Wiſſenſchaften ſo aufgeblaſen ſind!" —

Was für eine demüthigende Vergleichung lieſſe ſich zwiſchen uns Europäern, und dieſen ehrlichen ſchwarzbraunen Philoſophern anſtellen, „welche allen „unſern bewundernswürdigen Vorzügen zu Trutz, „das ſind, was wir gerne ſeyn möchten, und es „eben deswegen ſind, weil ſie keine ſo mühſame Anſtalten machen, keine ſo verwickelte, aus ſo unzähligen Triebrädern ſo gekünſtelt und ſo zerbrechlich „zuſammengeſetzte Maſchinen ſpielen laſſen, um zu „werden, was man ſo leicht ſeyn kann, wenn man „die Natur zur Führerinn nimmt." —

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu ſchimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie geſagt, wir haben keine Luſt, und auf Gemein-

meinplätzen herumzutummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen liessen, so möchte doch wohl schwerlich eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr als zweyhundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als einmal gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerinn nehmen! — Nichts ist bälder gesagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Einer immer fortlauffenden Linie von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Comet der sich einmal von seiner Sonne verlauffen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein ausserordentliches Unglück zustößt) unfehlbar einmal wieder zu ihr zurücke kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigsten eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern; dazu werden wohl ganz andre moralische Kräfte als frostige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß ungeachtet Herr Franz Moore, unsers Wissens, ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist; dennoch seine Nachrichten von den Pholeys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beym ersten Lesen; aber beym zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und bekömmt so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dies ist der Fall der allermeisten von diesen grosen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut wäre, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Und

Und geſetzt auch, wir würden ſie in allen Stücken ſo finden, wie ſie uns Moore ſchildert, ſo würde es doch dabey bleiben, daß dieſes Völkchen vor den meiſten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als ſeiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gaſtfreyheit und Leutſeligkeit gegen Fremde und Nothleidende iſt auf dem ganzen Erdboden ein Zug, wercher diejenige Claſſe von Menſchen bezeichnet, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlſtande leben.

Eben dieſes gilt überhaupt von der Unſchuld der Sitten, welche man uns an den Pholeys anpreißt. Dieſe iſt allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menſchheit nicht zu einem Zuſtande gegen den der Viehiſche beneidenswürdig iſt, herabgewürdiget hat, — verhältnißweiſe auf dem Lande viel gröſer als in den Städten.

Moore giebt zu verſtehen, daß es auch unter ſeinen Pholeys Leute giebt, welche zuweilen Böſes thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Geſellſchaft nicht ſo viel böſe Leute geben kann als in einer groſen; und weil eine Menge Laſter, welche in der letztern, unter gewiſſen Umſtänden, nicht gänzlich ausgerottet werden können, oder wohl gar geduldet werden müſſen, in jener nicht einmal moraliſchmöglich ſind.

Im übrigen iſt es ſehr glücklich für die guten Pholeys, daß ſie ringsum von ſchwachen, trägen, und we-

nig unternehmenden Völkern umgeben ſind, welche überdies mehr dabey zu gewinnen haben, wenn ſie ihnen eine Art von Freyheit laſſen, als wenn ſie verſuchen wollten, ſie zu Sclaven zu machen. Sollte das letztere einmal irgend einem Könige im Negernlande einfallen, ſo würde ein ſo kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt, oder durch ſeinen Widerſtand ſelbſt nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit iſt alſo bloß zufällig, und was iſt Glückſeligkeit ohne Sicherheit? — In dieſem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, ſind ſie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach ſolche Pholeys waren; da ſie in unzählbare kleine Horden abgeſondert von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beſchaffenheit des Landes, engere oder weitere Gränzen hatte.

Die Erfahrung hat bewieſen, daß ſich das menſchliche Geſchlecht nicht lange in einem ſolchen Zuſtande befinden kann. Tauſend unvermeidliche Zufälle machen dieſe kleinen Geſellſchaften nach und nach in groſe zuſammenflieſſen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menſchen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt ſind, als daß man zweifeln dürfte, wofern durch eine abermalige Cataſtrophe alle Erdenbewohner bis auf eine einzige Familie zuſammenſchmelzen würden, daß die Nachkommen die-

dieſer Stifter einer neuen Welt, mit der Zeit, nicht eben dieſe Zufälle erfahren, und daß dieſe Zufälle nicht eben ſolche Veränderungen veranlaſſen ſollten, als diejenige die mit den Abkömmlingen Sems, Chams, und Japhets vorgegangen ſind.

Ein kleines Volk von ſo einfältiger Lebensart, und von ſo unſchuldigen Sitten als die Pholeys ſind, oder die Negern des Prieſters Abulfaouaris, vor ſeiner Ankunft bey ihnen, waren, iſt unſtreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermiſſet, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt, und alſo auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine groſe Nation in dem Stande worinn ſich die Sachen dermalen noch befinden, es ſeyn kann. — „Das ganze menſchliche Geſchlecht würde alſo glücklicher ſeyn als es izt iſt, wenn es in lauter ſolche kleine Völkerſchaften abgeſondert wäre?“ — Ja, aber dieſe allgemeine Glückſeligkeit würde ein Augenblick ſeyn.

Immer mag ſie alſo einer poetiſchen Phantaſie Stoff zu reizenden Gemählden von einfältigſchöner Natur und arkadiſcher Sitten darbieten; der Punct kann ſie nicht ſeyn, bey welchem wir, nach den Abſichten der Natur, ſtehen bleiben ſollen. Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückſeligkeit iſt uns zugedacht. Noch ſind zwar die Erdebewohner von dieſem lezten Punct ihrer Beſtimmung hienieden

nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlauffen haben, haben uns demſelben näher gebracht; alle Triebräder der moraliſchen Welt arbeiten dieſem groſen Zweck entgegen; und ſo bewundernswürdig hat der Urheber der Natur ſie zuſammengeſtimmet, daß ihre anſcheinenden Abweichungen und Unordnungen ſelbſt im Ganzen zu Beförderungsmitteln deſſelben werden müſſen.

Aeuſſerſte Verfeinerung der ſchönen Künſte, des Geſchmacks und der Lebensart ſind zugleich eine Folge und eine Urſache der äuſſerſten Ueppigkeit und Ausgelaſſenheit der Sitten. Dieſe minieren einen Staat ſo lange, bis er endlich zuſammenſtürzt. Aber wenn ſich ein ſolches Phänomen in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunct ereignet, wo zugleich die Philoſophie und der ganze Inbegriff der nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden iſt: ſo wird der eingeſunkene Staat in kurzem, neubelebt und in einer ungleich beſſeren Geſtalt und Verfaſſung ſich aus ſeinen Ruinen wieder emporheben, und, durch ſeine Erfahrung weiſe, die ſchwere Kunſt geltend machen, die Privatglückſeligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Ein Phänomen, von welchem, aller Wahrſcheinlichkeit nach, manche die dieſes leſen, noch Augenzeugen werden dürften!

9. Der

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau und alle weitern Progressen sind zwar, dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, Herr Rousseau! Die Vereinigung der Menschen in grose Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der polizierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund nicht so behende, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Dies ist von dem gröseſten Theile der Einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der polizierte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendlichmal besser zu bedienen, ist unendlichmal geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendlichmal mehr Herr über die Natur, u. s. w. — Alles dies ist von den meiſten

sten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Herr R. hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem primitiven Stande noch nahe ist, ein Palladio, ein Raphael, ein Erasmus, ein Galilei, ein Corneille, ein Metastasio, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton gebildet werden. — Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die grosen Vortheile zu miskennen, welche sich, nur allein von zehn solchen Männern, unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten, und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in grosen, oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, *) durch eine wechselsweise Würkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu geniessen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nö-

*) Die alten griechischen Republiken waren von der letztern Classe.

nöthigt hundert tauſende zu einer Anſtrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und ſo wird durch den feinſten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit ſelbſt, deſſen Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Geſellſchaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Geſellſchaften in groſe, ohne Geſelligkeit der Staaten und Nationen unter einander ohne die unzähligen Colliſionen der mannichfaltigen Intereſſen aller dieſer gröſern und kleinern Syſteme von Menſchen, würden die edelſten Fähigkeiten unſerer Natur ewig in Embryon eingewickelt ſchlummern.

Ohne ſie würde die Vernunft des Menſchen niemals zur Reife gelangen, ſein Geſchmack immer roh, ſeine Empfindung immer animaliſch bleiben. Mit ſtupiden Augen würde er den geſtirnten Himmel anſchauen, ohne ſich träumen zu laſſen, daß er fähig ſey, die innern Bewegungen dieſes unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden ſeyn, ſeinen geiſtigen Gedanken einen Leib zu geben, und die leiſeſten Regungen ſeines Herzens andern verſtändlich zu machen. Tauſend bewundernswürdige Künſte würden, in ſeinem Gehirne begraben, von ſeinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und ſeiner ungeübten Hand unmöglich geblieben ſeyn. Die Muſen würden ſeinen Geiſt nicht verſchö-

ſchönert, die Grazien ſeine Freuden nicht veredelt, die Wiſſenſchaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, ſich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie iſt es möglich ſie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem geſellſchaftlichen Stande verbunden ſind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Urſachen die bewährteſten Mittel gegen dieſe liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, ſo wie jene ſteigen, dieſe abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von phyſiſchen oder ſittlichen Uebeln ſtopft, welche der allgemeinen Glückſeligkeit hinderlich waren.

10.

Es iſt wahr, alles was, von dem Hermes der Aegypter an, durch die weiſeſten und würkſamſten Geiſter, durch die Heroen, durch die Geſetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moraliſchen Welt, zum allgemeinen Beſten der Gattung noch gewürkt worden iſt, beſteht nur in Bruchſtücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet daliegen. Aber es iſt eben ſo wahr, daß dieſe Materialien nur auf die Vereinigung günſtiger Zufälle mit der zuſammengeſtimmten Activität groſer Seelen warten, um zu dem Einzigen Werke,

ke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Philosophie, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es aufbehalten, das grose Werk zur Vollendung zu bringen, und allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzlosen All der Schöpfung. — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespenste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in Ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es aufbe-

behalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt, und unter euch selbst uneins, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen. Getheilt werdet ihr, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der Einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey. — Ist es eine Schimäre? — Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht alles zusammengenommen eine so schaale, so burleske, so nonsensicalische Tragi-Comische-Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schaalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokraten und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleone, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

ENDE.

543973